

NZZ am Sonntag

Zadie Smith

«Leider haben wir oft eine schwarz-weiße Sicht auf Geschichte»

4

Erfolgsautor

Ferdinand von Schirachs Liebe zur Justiz

24

Louise Brown

Trauer: Wie findet man die richtigen Worte?

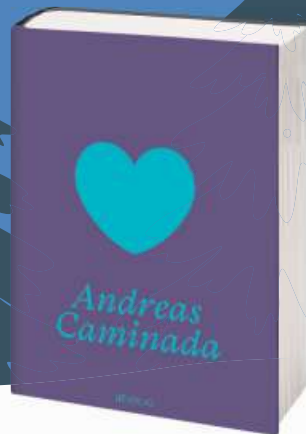
42

Bücher am Sonntag



BÜCHER WEIHNACHT

Lesen und geniessen.



**LÜTHY
BALMER
STOCKER**

Bern-Westside, Biel, Chur, Wallisellen-Glatt, Grenchen, Freiburg, St.Gallen, Sihcity, Solothurn
Wynecenter, Winterthur-Neuwiesen, Schaffhausen, Haag Center, Langenthal, Liestal
Länderpark, Luzern, Mythen Center, Sursee, Zugerland, Zug.

Jetzt stöbern

buchhaus.ch

AUSSTELLUNG 14.11.2023 bis 22.09.2024

Was

MACHT

mit uns macht

Über Privilegien, Risiken und Chancen

Coupon
berechtigt zum
Eintritt von
zwei Personen

Pfäffikon SZ

VÖGELE KULTUR ZENTRUM



Martina Läubli,
Redaktionsleiterin
«Bücher am Sonntag»

Glück kann man lernen

Erinnern Sie sich daran, wie Sie lesen gelernt haben? Wie Sie die einzelnen Buchstaben laut aussprachen und zusammensetzten, bis sie Wörter ergaben? Und wie aus den Wörtern Bilder und Bedeutung entstanden? Ich habe leider keine Erinnerung mehr an meinen Prozess des Lesenlernens. Ich weiss nur noch, dass ich mich sehr auf die Schule gefreut hatte, weil ich endlich lesen wollte - und irgendwie konnte ich es dann bald. Was mir im Rückblick als mühelos erscheint, ist für viele Schweizer Kinder und Jugendliche harte Arbeit. Die Mehrheit von ihnen empfindet Lesen nicht als Vergnügen, und die Hälfte der 15-Jährigen liest heute so schlecht, dass es für den Alltag nicht ausreicht. Das hat eine Recherche meines Kollegen Linus Schöpfer vor einer Woche in der «NZZ am Sonntag» ergeben. 40 Prozent der Jugendlichen hält Lesen für ein Talent und nicht für eine trainierbare Fähigkeit - entweder man kann es, oder man kann es nicht. Das ist, im Hinblick auf eine demokratische Beteiligung und den digitalen Alltag, alarmierend. Aber vor allem ist es auch unfassbar schade für die Jugendlichen selbst. Wer Lesen nur als Mühsal erlebt, wird vielleicht nie die beglückende Erfahrung machen, wie es ist, beim Lesen ganz einzutauchen und alles andere zu vergessen. Die Grenzen von Zeit und Raum zu sprengen. Denn Lesen macht tatsächlich glücklich. Davon sollten wir alle, die diese Erfahrung kennen, erzählen. Eine gute Lektüre! *Martina Läubli*



Zadie Smith
(Seite 4).
Illustration von
Andrea Ventura

Interview

- 4 «Ich fühle mich allein»**
Zadie Smith spricht über Sklaverei, Geschichte und Freiheit.

Belletristik

- 8 Monika Maron:** Das Haus
10 Urs Zürcher: Begehren
11 Joanna Bator: Bitternis
12 Felix Heidenreich:
Der Diener des Philosophen
Adèle Rosenfeld: Quallen haben...
13 Paul Auster: Baumgartner
14 Yishai Sarid: Schwachstellen
Juan Gabriel Vásquez:
Wenn es an Licht fehlt
15 Joana Osman:
Wo die Geister tanzen
16 Maja Haderlap: Nachtfrauen
Laura Freudenthaler: Arson
17 Barbi Marković:
Minihorror
18 Goran Vojnović:
18 Kilometer bis Ljubljana
19 Uljana Wolf: Muttertask
Kurzkritik:
Judith Keller / Fanny Lewald /
Zsuzsanna Gahse / Necati Öziri
21 Krimi des Monats:
Andreas Pflüger
Kurzkritik Krimi:
Joachim B. Schmidt / Stefan Hohler /
Peter Weingartner / Florian Wacker

Graphic Novel

- 20 Rita Jost:** WEG



Ferdinand von Schirach weiss, wie die Justiz die Welt im Innersten zusammenhält (Seite 24).

Kinder- und Jugendbuch

- 22 Die besten Bücher für den Winter:**
Vom Eichhörnchen über künstliche Intelligenz bis zur Frage der Zeit: Kinder- und Bilderbücher enthalten die ganze Welt. Eine Auswahl

Porträt

- 24 Der kühle Charme der Jurisprudenz:**
Der Rechtsanwalt Ferdinand von Schirach gehört zu Deutschlands erfolgreichsten Schriftstellern. Warum eigentlich?

Sachbuch

- 28 Carel van Schaik & Kai Michel:**
Mensch sein

- 30 Michael Herzig:** Landstrassenkind
Willi Wottreng: Jenische, Sinti, Roma
31 Jens Andersen: Die Lego-Story
32 Toni Keppeler & Laura Nadolski & Cecibel Romero: Kaffee
Roman Köster: Müll
33 Eva Menasse: Alles und nichts sagen
34 Urs Hafner: Karl Bürkli
35 Karl Schlögel: American Matrix
36 Jörn Leonhard:
Über Kriege und wie man sie beendet
Cal Flynn: Verlassene Orte
37 Werner Bätzing: Homo Destructor
38 Carlo Rovelli: Weisse Löcher
39 Harald Lesch u.a.: Die Entdeckung der Milchstrasse / Jost Bürgi
40 Thomas Meyer: Hannah Arendt
41 Fotografie:
Taiyo Onorato & Nico Krebs
44 Daniel Schreiber: Die Zeit der Verluste
Kurzkritik:
Vera Politkowskaja / Stefan Zweig /
Athanasius Kirchner / Andrea Arežina
& Salome Müller

Porträt

- 42 Wenn alle Fassaden fallen:**
Die Autorin Louise Brown arbeitet als Trauerrednerin und erlebt dabei grosses Glück
45 Was liest...: Deborah Feldman
46 Bücher, die Sie sich sparen können:
Lea Singer / Sophie Passmann
Bestseller November 2023
47 Kolumne von Alex Capus: Wie Steve und Bill mein Leben veränderten

Die britische Schriftstellerin Zadie Smith setzt sich in ihrem neuen Roman mit dem Sklavenhandel auseinander. Auch ihre Vorfahren seien versklavt worden, erzählt sie beim Treffen in Berlin. Warum Geschichte nicht schwarz-weiß ist und wir auch heute weniger frei sind, als wir meinen.

Interview: Martina Läubli, Bilder: Kemka Ajoku

«Ich fühle mich allein»

Zuerst mal einen Kaffee. Es ist ein Novembermorgen in Berlin. Der Hotelsaal hat goldene Wände, und Zadie Smith hat ihre deutschsprachige Buchpremiere hinter sich. Vor Hunderten von Zuhörerinnen und Zuhörern hat sie aus ihrem neuen Roman vorgelesen. Jetzt erst ein paar Schlucke aus der Tasse, ein paar Fragen, dann ist die Schriftstellerin hellwach. Nicht nur in ihren Büchern, auch im Gespräch versucht sie, immer das ganze Bild zu betrachten. Zadie Smith denkt sprechend nach und knüpft neue Verbindungen.

Bücher am Sonntag: *Zadie Smith, sind Sie frei?*

Zadie Smith: Ich will frei sein, aber ich bin nicht freier als alle anderen.

Worin besteht Freiheit für Sie?

Verschiedene Menschen wünschen sich verschiedene Formen von Freiheit. Für mich ist die geistige Freiheit wichtig. Denken ist ja mein Job.

Für die menschliche Freiheit war die Abschaffung der Sklaverei ein wichtiger historischer Schritt. Welche Rolle spielt sie in Ihrem Roman?

Es gibt Bücher über Sklaverei, die eine endlose Beschreibung des Horrors liefern. Ich verstehe, warum man sie schreibt. Aber die Realität ist

doch, dass Verschiedenes koexistiert: Systeme des Horrors und Leute, die Tee trinken, zu Partys gehen, Bücher lesen und Interviews in Hotels führen wie wir jetzt gerade. Ein Roman muss die Realität darstellen. Auch in Nazi-Deutschland gab es absoluten Horror und gleichzeitig ein bürgerliches Leben. Wenn man das nicht sieht, fehlt ein Teil des Puzzles. Dann übersieht man die Banalität böser Systeme und wie viele Leute darin involviert sind. Sklaverei besteht nicht nur aus den Sklaven und den Aufsehern auf einer Plantage, sondern aus einer ganzen Gesellschaft.

Ihre Hauptfigur Eliza Touchet besucht Vorträge von Abolitionisten und verzichtet auf Zucker im Tee.

Viele Frauen in England beteiligten sich am Zucker-Boycott. Es gibt im Englischen den Ausdruck «the perfect is the enemy of the good», das scheint mir eine wichtige Idee. Wenn man ein so enormes System der Ungerechtigkeit verändern will, braucht es mehr als nur ein paar Leute. Auch Eliza ist wichtig. Millionen von Menschen waren an der Abschaffung des Sklavenhandels beteiligt. Die Sklaven selbst, religiöse Damen, Abolitionisten, Politiker, Textilarbeiter in Manchester, die Baumwolle aus amerikanischen Sklavenplantagen blockierten, Denker wie Frederick Douglass.

Mit der Komplexität von Freiheit ist auch Ihre zweite Hauptfigur konfrontiert. Andrew Bogle war zuerst Sklave, wird dann Hausdiener in England und schliesslich ein freier Mensch. Aber er erfährt andere Beschränkungen: Er ist arm und schwarz.

Das englische System ist bemerkenswert, weil es hier keine Rassengesetze gab. Der ehemalige Sklave Andrew Bogle heiratete zwei weisse Frauen und hatte viele Kinder. Das wäre in Amerika bis 1965 unmöglich gewesen. Leider haben wir oft eine schwarz-weiße Sicht auf Geschichte. Man streitet darüber, wo es noch schlimmer war. Wie wenn es einen Olymp des Rassismus gäbe! Aber mich interessiert nicht, was noch schlimmer war. Mich interessiert, wie die Menschen gelebt haben.

Zu den menschlichen Realitäten, die Sie so genau schildern, gehört auch die Lage der Frauen. Ihre Figur Eliza ist eine intelligente Frau. Sie träumt vom

«Radikale Freiheit umfasst alle Menschen. Deshalb versuche ich, jegliche Kategorien zu vermeiden.»

Schreiben, arbeitet aber als Haushälterin.

Viele Romane blicken voller Mitleid auf Frauen in früheren Zeiten und zeigen sie als zutiefst unterdrückte Kreaturen. Ich empfinde das nicht so. Natürlich hatten damals viele Leute keine bürgerlichen Rechte. Als Frau durfte Eliza nicht wählen, sie hatte kein Recht auf Eigentum und auf ihr Kind, das ihr weggenommen wurde. Diese Rechte wurden erst im Lauf der letzten 150 Jahre durchgesetzt. Aber Eliza wachte auch nicht morgens auf und bekam sofort von einem kleinen Computer gesagt, was sie zu tun habe. Ihre Gefühle und Meinungen wurden nicht Tag und Nacht von einem blinkenden Gerät in ihrer Hand beeinflusst. Sie ist ein geistig freier Mensch.

Eliza träumt von Liebesbeziehungen auf Augenhöhe, und zwar zu Frauen und zu Männern.

Mich faszinieren Beziehungen ohne Definition. Es gibt sie immer und überall, aber wir schämen uns dafür. Wir haben keine Sprache für sie. In meinen Buch haben die Leute unterschiedliche Arten von Sex, es gibt diesbezüglich eine recht grosse Freiheit, und das hat damit zu tun, dass es keine Definition für diese Beziehungen gab. Im Viktorianischen England waren beispielsweise lesbische Beziehungen nicht strafbar, weil Queen Victoria nicht glaubte, dass sie existierten. Während Homosexualität unter Männern hart bestraft wurde, war keine Frau je wegen gleichgeschlechtlicher Beziehungen im Gefängnis. Das ist ein interessantes Beispiel für den Zusammenhang von Identifikation, juristischer Sprache und Strafrecht. Sobald wir einen Begriff für etwas gefunden haben, wird es auch Teil des Rechtssystems.

Versuchen Sie als Autorin, gegen fixe Definitionen anzuschreiben?

Wenn Menschen allein in einem Zimmer sind, ohne Gesellschaft, ohne Familie, ohne Partner, ►

Zadie Smith

Zadie Smith, 1975 in London geboren, ist eine markante Stimme der Gegenwartsliteratur. Ihr erstes Buch schrieb sie während ihres Studiums. Der multikulturelle Familienroman «Zähne zeigen» (2000) wurde zum Bestseller. Seither hat Smith zahlreiche Romane und Essays verfasst und an der Columbia- und an der Harvard-Universität Literatur unterrichtet. Mit «Betrug» legt die Autorin nun erstmals einen historischen Roman vor. Smith erzählt darin hinterlistig, humorvoll und zeitlich hin- und herspringend vom grössten englischen Betrugsfall des 19. Jahrhunderts und gleichzeitig von einer Gesellschaft, die auf Sklaverei basiert, dies aber verdrängt. (läu.)

Zadie Smith: *Betrug*. Übersetzt von Tanja Handels. Kiepenheuer und Witsch 2023. 524 S., um Fr. 36.–.



KEMKA/OLKI

«Leider haben wir oft eine schwarz-weiße Sicht auf Geschichte.» Zadie Smith erforscht in ihren Texten die Nuancen menschlicher Erfahrungen.

► ohne Lehrer oder Chefs, wenn Menschen ganz bei sich selbst sind: Wer sind sie? Ich denke, sie sind nichts von alledem. Menschen klammern sich an andere Menschen, weil sie in Beziehung sein, weil sie definiert sein wollen. Aber wenn man ganz allein ist, brechen diese sozialen Definitionen sehr schnell zusammen. Damit verblasst auch die Selbstwahrnehmung.

Können wir ohne die anderen gar nicht wissen, wer wir sind?

Sie haben mich nach der Freiheit gefragt. Ich denke, einer der Gründe, warum wir uns gegenwärtig so unwohl fühlen, sind diese dauernden Identifikationen, all diese Kategorien. «White guy» zum Beispiel. Während Hunderten von Jahren wurden die Menschen in Europa nur mit ihrem Vornamen identifiziert, sie waren Cathrin oder Marcus und nichts anderes. In der heutigen identitätspolitischen Diskussion sind sie aber plötzlich «Weisse». Mit diesen Kategorien geht auch eine Hierarchisierung einher. Ich denke nicht, dass es für irgendjemanden irgendeine Freiheit bringt, wenn man Menschen wie Objekte definiert. Wenn man all diese Hierarchien benennt und über sie streitet, reproduziert man sie nur. Aber radikale Freiheit umfasst alle Menschen. Deshalb versuche ich, jegliche Kategorien zu vermeiden.

In einem Interview mit dem «Guardian» sagten Sie, dass Sie schon als Kind aufgehört haben, an die Zuschreibungen anderer Leute zu glauben.

Natürlich bin ich nicht immun, natürlich kann man mich verletzen. Aber ich kann nicht dauernd über meine eigene Geburt erstaunt sein. Ich konnte die Projektionen anderer Leute einfach nicht mehr ernst nehmen. Dauernd fragten sie

«Die Sklaverei betraf meine Ururgrossmutter. Von diesem Trauma bin ich nur drei Generationen entfernt.»

mich, woher ich käme, waren über mein Aussehen befremdet. Dabei ist meine Familie für mich komplett normal.

Sie kommen aus einer gemischten Familie, Ihr Vater war Engländer, Ihre Mutter ist Jamaicanerin.

Mein Vater war weiss und dreissig Jahre älter als meine schwarze Mutter, natürlich hat man uns angeschaut. Auch innerhalb der Familie sehen wir alle verschieden aus. Die Leute dachten, ich sei nicht die Tochter meiner Mutter, mein Vater sei nicht mein Vater, und meine Brüder seien nicht meine Brüder. Ich sehe aus wie eine Araberin, ein Bruder sieht afrikanisch aus, der andere palästinensisch. Aber ich kann meine eigene Familie nicht seltsam finden. So habe ich früh gelernt, Annahmen und Kategorien von aussen zu vergessen.

Ihre Vorfahren waren sowohl britische Arbeiter als auch jamaicanische Sklaven. Führen Sie in Ihrem Roman «Betrug» Ihre Familiengeschichte zusammen?

Absolut. Ich folge in diesem Roman genau diesen beiden Strängen. Ich bin eine Nachfahrin von Kleinbauern und Sklaven. Meine Grossmutter väterlicherseits war Hausmädchen in einem Haus, wie ich es im Roman beschreibe. Und meine Ururgrosseltern mütterlicherseits waren Sklaven. Das war auch so eine Projektion: Als ich ein Kind war, hiess es immer, ich müsse in zwei Hälften

geteilt sein. Doch die Menschen auf beiden Seiten meiner Familie waren Arbeiter. Ich fühlte mich eigentlich nie geteilt.

Waren diese Familiengeschichten in Ihrer Kindheit ein Thema?

Das ist bei armen Familien genau das Problem: Sie haben keine Geschichte. Über adlige Familien findet man Stammbäume bis ins 11. Jahrhundert, aber wenn die Vorfahren arm waren, hat man mit Glück noch eine Fotografie. Hier kommt die Fiktion ins Spiel: Sie kann sich diese verlorenen Geschichten vorstellen. In allen Familien aus Jamaica prägt die Vergangenheit die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Die Sklaverei betraf meine Ururgrossmutter. Von diesem Trauma bin ich nur drei Generationen entfernt. Es ist schwer, mit dieser Geschichte zu leben. Doch man muss sie kennen, um gewisse Dinge zu verstehen. Das betrifft ja nicht nur jamaicanische Familien, sondern Familien überall auf der Welt: Geschichte beeinflusst unser intimes Leben. Wenn man sie kennt, befreit einen das von dem Gefühl, mit einem selbst sei etwas nicht in Ordnung. Du bist nicht daneben, sondern du spürst die Nachwirkungen von etwas.

Und wie war das in Ihrer Familie?

Meine Mutter (Yvonne Bailey-Smith, Anm. d. Red.) veröffentlichte letztes Jahr einen Roman über ihre Generation. Es ist ein guter Roman, aber er ist unglaublich traurig. Als ich das Buch las, dachte ich: Sie hat mir das alles nicht erzählt! Es war wohl einfach zu traurig. Denn: Welches ist der richtige Moment, um mit meinen Kindern über den Holocaust zu sprechen? Um ihnen zu sagen, dass sechs Millionen Juden ermordet wurden? Das ist der Grund, warum die Leute schwei-

ANZEIGE

strauhof

Enfants Terribles

Unheimliche Kindergeschichten

7/10/23–7/1/24

Unterstützt von Stadt Zürich Kultur Kanton Zürich Fachstelle Kultur In Zusammenarbeit mit Universität Zürich SIKJM Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien

112



«Schreiben ist für mich keine Rhetorik, sondern etwas Lebendiges»: Zadie Smith, fotografiert bei ihr zu Hause in London.

gen. Weil es einfach sehr, sehr schwierig ist, darüber zu sprechen, besonders mit Kindern.

Sie schreiben erstmals nicht über die Gegenwart. War es schwierig, über das 19. Jahrhundert zu schreiben?

Nein. Es war schwierig, beim Schreiben nicht dauernd die Parallelen zur Gegenwart der Trump-Ära zu sehen. Der Tichborne-Betrugsfall, den ich beschreibe, ist ein klassisches Beispiel von Populismus. Ob er nun von links kommt oder von rechts, die Struktur ist ähnlich. Immer geht es darum, die Menschenmassen anzuziehen. Und in der Menge wirkt ein irrationales Element. In Zeiten grosser Ungleichheit tauchen Betrüger auf und machen sich dieses Moment zunutze, ob das nun in der Viktorianischen Zeit war oder heute. Auch mein Land wird zurzeit von Betrügern und Kleptomanen regiert.

Warum ist die Politik in Grossbritannien so heruntergekommen?

Politiker sind das Produkt der Medien ihrer Zeit. Ich habe gerade ein gutes Buch darüber gelesen, wie Medien Politik formen. Vom Telegrafen über das Massenmedium Radio, das Hitler und Stalin möglich machte, später über das Fernsehen bis hin zum Internet. Nach einer Weile gewöhnt man sich an ein neues Medium, die Menschen und die Politik integrieren es und werden durch das Medium geprägt. In digitalen Zeiten ist die ganze menschliche Existenz mediatisiert. Ich weiss nicht, wie wir da wieder rauskommen.

Hat das Internet mehr negative Auswirkungen als positive?

Etwas ist passiert. Kein einziger Mensch, den ich kenne, ist noch die gleiche Person wie 2008, als wir noch keine Smartphones hatten. Meine Freunde erscheinen mir fremd, meine Familie erkenne ich nicht wieder. Auch der öffentliche Raum hat sich total verändert.

Welche Konsequenzen ziehen Sie daraus?

Ich besitze kein Smartphone. Ich fühle mich allein. Wir haben der kommenden Generation ihre Kindheit genommen. Eine zivilisierte Gesellschaft beruht auf der Idee, dass es zwischen Erwachsenen und Kindern eine Grenze gibt, zum Schutz der Kinder. Um 2010 herum haben wir diese Grenze mit unseren Smartphones und mit Social Media niedergerissen. Wir haben unsere Kinder der Gewalt und der Pornografie ausgeliefert. Heute sehen neunjährige Kinder alles. Ich bin aber optimistisch, dass die Generation der heutigen Teenager sagen wird: «Es ist genug. Mit unseren Kindern werden wir das nicht mehr machen.»

Sie haben mit Ihrer Familie mehrere Jahre in New York gelebt und wohnen nun wieder in London.

Ich liebe New York! Als ich dort lebte, dachte ich, ich befände mich im Zentrum der Welt. Doch als ich wegging, dachte ich: Es ist nur eine Stadt. Ich habe nun wieder eine europäische Perspektive.

Wie erscheint Ihnen London nach so langer Zeit?

London ist einfach London. Paris oder New York sind heute halb fiktionale Orte. Das Pariser Stadtzentrum gleicht einem Cartoon, alles ist so reich und kulissenhaft. Man kann dort so tun, als sei man Emily in Paris, und in New York, als sei man Teil von «Sex and the City». In London kann man das nicht. Glamour gehört hier nicht zum Deal. Man kann man sich hier keinen Eskapismus leisten. Sogar wenn man vor dem Buckingham Palace steht, stört irgendetwas das Bild.

«Welches ist der richtige Moment, um mit meinen Kindern über den Holocaust zu sprechen? Um ihnen zu sagen, dass sechs Millionen Juden ermordet wurden?»

Sie sind sehr früh zur gefeierten Schriftstellerin geworden und haben seither nie etwas anderes getan als zu schreiben. Was suchen Sie dabei?

Etwas Neues. Etwas Wahres, ja, Wahrheit. Schreiben ist für mich keine Rhetorik, sondern etwas Lebendiges. Aber es ist viel einfacher, darüber nachzudenken, was ich beim Schreiben nicht will: Künstlichkeit, Moralisieren, Langeweile, Ideologie und falsche sprachliche Klischees.

Wie finden Sie dieses Neue?

Ich lese gerade dieses Buch von Leo Valdiaswili (packt es aus ihrer Stofftasche und hebt es hoch). Er kam mit zehn Jahren aus Georgien nach London und erzählt eine unglaublich dramatische Geschichte. Es ist etwas wirklich Schreckliches passiert, und trotzdem ist das Buch lustig und klug und leicht und hinreissend. Wenn man Leos Buch liest, fühlt man sich trotz dem Schrecklichen getröstet und lernt etwas über den Bürgerkrieg in Georgien, was ein Zeitungsartikel niemals ausdrücken könnte.

Sind Leichtigkeit und Humor auch für Sie wichtig?

Nur, weil es Teil des Lebens ist. Das Leben ist ebenso eine Komödie der Irrtümer wie eine Tragödie. Ich mag Romane, die wissen, dass das Leben beides ist.

«Betrug» handelt auch vom Drang zu schreiben. Eliza findet eine Erklärung, wozu Schreiben gut ist: um der Leere zu entkommen. Trifft das auch für Sie zu?

Seit die Menschen den Glauben an Gott aufgegeben haben, ist es sehr schwer, im Leben einen Sinn zu finden. Mir scheint es, dass viele Menschen voller Verzweiflung sind. Sie zerstreuen sich, aber was ist am Ende der Punkt von alledem? Viele Menschen trinken zu viel, sind süchtig nach Dingen. All das lenkt uns von der Tatsache ab, dass das Leben nicht so einfach ist. Deshalb ist Schreiben für mich eine permanente Aufgabe. In diesem Sinn habe ich Glück. ●

Deutsche Literatur Monika Maron hat mit «Das Haus» ein elegantes Alterswerk vorgelegt. Bei einer Begegnung spricht sie über das Glück – und erzählt, wie Marcel Reich-Ranickis Frau ihren Debütroman entdeckt hat

«Wie zufällig sind eigentlich Zufälle?»

Monika Maron: Das Haus. Hoffmann und Campe 2023. 235 S., Fr. 34.-, E-Book 26.-.

Von Martina Läubli

Es gibt Menschen, die es sich gerne bequem machen. Monika Maron gehört nicht zu ihnen. Zu unbeugsam ist sie und zu streitbar. In den letzten Jahren brachte die Schriftstellerin wiederholt die deutsche Öffentlichkeit gegen sich auf, indem sie den Islam oder die sogenannte Meinungsdiktatur kritisierte. In ihren letzten Romanen «Artur Lanz» und «Munin» machte sie Ressentiments zum Thema. Sie sei rechts, wurde Maron vorgeworfen. Auch ihr Verlagswechsel von S. Fischer zu Hoffmann und Campe sorgte für Wirbel. «Ach was, ich bin nicht rechts», sagt sie nun beim Gespräch in Frankfurt. Sie habe, angeregt durch Gespräche mit ihrer Freundin Necla Kelek und anderen säkularen Muslimen, bloss früher als andere den politischen Islam und die deutsche Migrationspolitik kritisiert. «Jetzt sagen alle, dass es da ein Problem gibt.»

Monika Maron stimmt inzwischen wieder andere Töne an. Im Oktober ist ihr neuer Roman «Das Haus» erschienen: ein leises, humorvolles, elegantes, ja versöhnliches Buch. Nach zwei politisch inspirierten Romanen hatte sie Lust auf etwas völlig anderes: «Ich wollte mich schlicht mit dem Menschsein beschäftigen.» Ausserdem habe es sie während der Pandemie sehr geärgert, dass von älteren Menschen nur noch als «vulnerable Gruppe» die Rede gewesen sei. Gegen dieses objektivierende Bild wollte sie anschreiben. Also steckte sie wie bei einem Experiment unterschiedliche Charaktere zusammen in ein Haus und beobachtete, was passiert, wenn man sich nicht aus dem Weg gehen kann. «Es ist eben ein Unterschied, ob man

sich besucht oder miteinander lebt», heisst es zu Beginn des Romans in für die Autorin typischer Lakonie. In der Folge erforscht Maron, was Zusammenleben bedeutet. Die Menschen in dieser Wohn-gemeinschaft sind alle nicht ganz freiwillig in die ostdeutsche Provinz gezogen. Die einen haben Schicksalsschläge hinter sich oder wollen nicht allein sein, andere wie die Ich-Erzählerin Eva wurden von den horrenden Mietpreisen aus Berlin vertrieben. Im grossen Haus in der «him-melshohen Stille» Vorpommerns müssen sich acht Individualisten zu einer Art von Gemeinschaft zusammenraufen. Reibun-gen sind dabei unvermeidlich.

Scharfe Beobachterin

Das Problem sind dabei nicht die politi-schen Ansichten. In den Tischgesprächen tauchen zwar kontroverse Themen wie Gendersprache auf, aber man lässt sie bald wieder fallen. Der Streit entfacht sich viel-mehr an Alltäglich-Handfestem, etwa als ein Pudel zur Hausgemeinschaft stossen soll. Lustvoll beschreibt Maron die Fron-ten in der «Pudelauffäre» und deren Lösung mittels ausgefeilter Diplomatie. Fast meint man, eine Versöhnungsbotschaft zu lesen, doch die Autorin widerspricht: «Wenn die Leute am nächsten Tag noch miteinander reden wollen, müssen sie ihren Streit beilegen, bevor es kracht. Das hat mit Versöhnung erst mal gar nichts zu tun, sondern mit Notwendigkeit.»

In Marons fiktivem Dorf Bossin eskalieren die Konflikte jedenfalls nicht, anders als in Juli Zehs Dorfromanen. Stattdessen isst und spricht man miteinander, trinkt Wein und raucht und kommt dabei auf existenzielle Themen zu sprechen. Was ist Glück? Wovor fürchten wir uns? Der Ab-stand zum früheren Berufsleben, die Ab-geschiedenheit auf dem Land und das Alter öffnen den Raum für lange Gesprä-



che. So ist «Das Haus» im Grunde ein Kon-versationsroman. In seiner heiteren Ge-lassenheit erinnert er an Theodor Fon-tane, in seiner Präzision an Anton Tschec-how. Aber eigentlich habe sie beim Schreiben an Leonora Carringtons «Das Hörrohr» gedacht, eine surreale und über-mütige Geschichte, sagt Maron. Bei aller Komik hält sie sich mehr an den Realismus als an den Surrealismus. Die - allzu menschliche - Wirklichkeit, die Spuren der Geschichte und die medialen Reflexe der Krisen der Welt machen auch vor dem Landhaus in Vorpommern nicht halt.

Trotz der mildernden Distanz dieser Wohn-gemeinschaft erweist sich Maron als scharfe Beobachterin ihrer Zeit. Und ihres Landes, dessen Geschichte sich nicht nur in ihrem literarischen Werk, sondern auch in ihrer Biografie spiegelt. 1941 wurde



Monika Iglarz in Berlin geboren, ihre Eltern durften wegen der jüdischen Herkunft der Mutter nicht heiraten. Ihr Grossvater wurde von den Nazis deportiert und ermordet, in «Pawels Briefe» setzt sie ihm ein Denkmal. Ihre Mutter heiratete den SED-Funktionär Karl Maron und zog mit der Tochter nach Ostberlin. Dort wurde Maron Journalistin, später Schriftstellerin. In ihrem ersten Roman «Flugasche» erzählt sie, inspiriert von eigenen Erfahrungen, von einer Journalistin, die ihre Reportage über die Umweltverschmutzung in Bitterfeld nicht veröffentlichen darf. Das Buch konnte in der DDR nicht erscheinen, der S.-Fischer-Verlag brachte es 1981 im Westen heraus. Einige Jahre später, 1988, verliess sie die DDR.

«Ich hatte viel Glück in meinem Leben», sagt Monika Maron heute und zün-

det sich eine weitere Zigarette an. «Aber mit dem Glück ist es so eine Sache. Das ist ein Augenblick, das geht vorbei. Das Glück ist keine haltbare Lebenssituation.» Sie ist nun über 80 Jahre alt und denkt jeden Tag an das Ende des Lebens. Mit 80 könne einem immer etwas passieren, zudem lebe sie nicht besonders gesund. «Ich kann ein neues Buch anfangen, aber kein neues Leben.» Dann sagt sie plötzlich: «Heute würde ich nicht mehr freie Autorin werden.»

Sie sei gerade so durchgekommen, sie habe immer vom Schreiben leben können. Heute würde das nicht mehr gehen. Für Stipendien würde sie sich nicht bewerben wollen, wie das heute üblich sei. «Ich möchte mich mit dem Schreiben nicht abhängig machen. Ich finde es gefährlich, wenn man auf Jurys hinschreibt und

**«Ich kann ein neues Buch anfangen, aber kein neues Leben»:
Monika Maron über die Klarheit des Alters.**

«Ich hatte viel Glück in meinem Leben. Aber das geht vorbei. Das Glück ist keine haltbare Lebenssituation.»

immer daran denken muss, ob man für dieses oder jenes Thema das nächste Stipendium kriegt.» Was würde sie stattdessen tun? «Wahrscheinlich würde ich Biologie studieren und Verhaltensforscherin werden. Und sicher würde ich auch schreiben. Aber ich möchte davon nicht leben müssen.»

Unabhängigkeit ist für Monika Maron eine unabdingbare Voraussetzung. Sich nicht im Hinblick auf Erfolgsaussichten oder Modethemen verbiegen, sondern über das schreiben, was sie wirklich interessiert. «Ich schreibe, wenn ich eine Frage ans Leben habe, und versuche, sie mir selbst mit einem Buch zu beantworten.»

Tosias Entdeckung

Monika Maron hat einige grosse Bücher geschrieben, etwa den DDR-Roman «Stille Zeile Sechs» oder die Liebesgeschichte «Animal triste». Mit jedem Werk sucht sie etwas anderes, lässt sich neu auf die Welt ein. Im Moment denkt sie über den Zufall nach. «Wie zufällig sind eigentlich Zufälle?», fragt sie nachdenklich.

In ihrem Leben sind viele glückliche Zufälle passiert. Einer davon: Tosia Reich-Ranicki, die Frau des Literaturkritikers Marcel Reich-Ranicki, las, aus welchem Grund auch immer, das Manuskript von «Flugasche» und sagte zu ihrem Mann: «Lies das mal.» Daraufhin druckte Reich-Ranicki das Debüt aus Ostdeutschland als Fortsetzungsroman in der «FAZ» - eine Weichenstellung für Marons künftigen Werdegang als Schriftstellerin.

«Solche Dinge sind mir passiert, und sie gehören zu dem, was mein Glück ist. Man begegnet einem Menschen, der einem etwas sagt, was einen so beeindruckt, dass man daraufhin etwas Bestimmtes tut. Dass man sich traut, etwas zu tun, was man vielleicht sonst nicht getan hätte. Hat man diesen Menschen gesucht? Hätte man unter anderen Umständen so einen Satz überhört? Wie bereit muss man sein, um einen Zufall zu erleben?» Eine Antwort hat die Skeptikerin noch nicht. «Das weiss ich eben nicht, ob man auf Zufälle zusteuert. Ich denke nur darüber nach. Wie ein Buch aussehen könnte, weiss ich noch nicht.»

Ein Zufall ist es auch, der die Wohngemeinschaft in Vorpommern sprengt und das Haus in Flammen aufgehen lässt. Ob Unglück oder Glück: Durch die Arbeit an ihrem neusten Roman wollte Monika Maron herausfinden, «wie das so ist mit den Menschen». Auf die Frage, ob sie es herausgefunden habe, antwortet sie mit ihrem charakteristischen «Na ja». Zwischen ihrer Vorstellung von dem, was sie schaffen wolle, und dem, was sie tatsächlich geschaffen habe, bleibe jedes Mal eine Differenz. «Eigentlich gefallen mir meine Bücher erst nach zehn Jahren, wenn ich vergessen habe, was ich wollte.» ●

Schweizer Literatur Urs Zürcher legt mit «Begehren» ein sprachmächtiges Werk vor, das ein beklemmendes Gesellschaftspanorama zeichnet

Verhängnis in einer Winternacht

Urs Zürcher: Begehren.
Bilgerverlag 2023, 248 S., um Fr. 36.-.

Von Manfred Papst

Mara, Charly, Zora und Nico bilden eine Clique, obwohl sie sehr verschieden sind. Mara ist Journalistin mit Drogenvergangenheit, Charly ein dichtender Bierbrauer. Zora arbeitet in der PR-Abteilung eines skandalumwitterten Unternehmens, Nico ist ein linksgrüner Lehrer. Alle sind Ende vierzig und leben in Basel; ihre Wege kreuzen sich in der Allgemeinen Lesegesellschaft am Münsterplatz. Dort können sie recherchieren, Gedichte austauschen – und vor allem quatschen, während sie draussen rauchen.

Im Übrigen führen sie ein hektisches Leben zwischen ihren Jobs, komplizierten Beziehungen, anstrengenden alten Eltern, Schwierigkeiten mit sich selbst, Pandemie, politischer Weltlage: In der hedonistischen Leistungsgesellschaft gibt es keinen ruhigen Moment. Oft müssen Alkohol und Medikamente helfen. Sex kommt Freundschaften in die Quere, Neid und Überdruß stellen sich ein. Der Alltag lässt sich mit knapper Not bewältigen, bis ein weiteres störendes Element hinzutritt – in Gestalt von Grace. Sie ist eine unfassbare Figur, frohgemut, etwas unbedarf: Sie merkt nicht, dass sie stört. Indem sie sich in die Gruppe drängt, bringt sie deren labile Balance zum Kippen, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Showdown beim Fondue

In seinem neuen Roman erzählt der Basler Autor Urs Zürcher (*1963) eine packende Geschichte. Jeder der vier Hauptfiguren ist ein Kapitel zugeordnet. Bisweilen überschneiden sich die Berichte, doch es wird nicht viermal die gleiche Geschichte aus verschiedenen Perspektiven erzählt, sondern es kommen immer wieder neue Elemente hinzu. Das ist kunstvoll gemacht – so kunstvoll, dass man es gar nicht bemerkt. Man kann dieses Buch auf zwei Ebenen lesen: als Sprachkunstwerk oder als soziologischen Versuch, der unmerklich zum Krimi wird.

Urs Zürcher erzählt in hartem, raschem Duktus, detailscharf, meist im Stakkato; es gibt aber auch Sätze, die sich über anderthalb engbedruckte Seiten ziehen. Das sieht man gleich, weil jeder Satz auf einer eigenen Zeile steht. Ursprünglich wollte der Autor den ganzen Text auf Mit-

**Treffpunkt der
Clique in «Begehren»:
die Allgemeine
Lesegesellschaft
in Basel.**



KEYSTONE / IMAGEROCKET / DANIEL SCHÖNER

telachse setzen. Das hätte seine rhythmischen Qualitäten noch augenfälliger gemacht, aber ein sperriges Buchformat erfordert. Auch so spürt man indes den Drive des Textes. Es gibt in diesem Roman kein Plätschern, kein behagliches Abschweifen. Alles drängt vorwärts zum Showdown in einer Winternacht, als sich die Gruppe zum Fondue in einer Waldhütte trifft.

Urs Zürcher hält sich als Erzähler insofern zurück, als er nichts wertet oder kommentiert. Seine Figuren treten uns plastisch entgegen mit ihren je eigenen Empfindungs- und Sprechweisen, mit ihren Marotten auch. Sie können aufbrausend und sentimental sein, launisch und ungerecht, zärtlich und plump. Oft ist die Situation erotisch aufgeladen: Der weibliche Körper wird dem männlichen Blick ausgesetzt – und umgekehrt. Mara, Charly, Zora und Nico sind scharf umrissen. Nur Grace bleibt ein Schemen. Das macht sie so unheimlich.

«Begehren» ist Urs Zürchers vierter Roman, und es ist zu hoffen, dass er mit ihm endlich die verdiente Anerkennung erfährt. Zwar erregte er mit seinem fulminanten Erstling, dem 700-seitigen Tagebuchroman «Der Innerschweizer» (2014), einiges Aufsehen, doch weder «Alberts Verlust» (2018) noch «Überwintern» (2020) sind bisher angemessen rezipiert worden. Das ist schade, denn die vier Romane zeigen – bei aller thematischen Verschiedenheit – einen Erzähler, der nichts von der an der Schweizer Gegenwartsliteratur oft beklagten Zaghaftheit, Innerlichkeit und Blässe hat: Urs Zürcher erzählt kraftvoll und entschieden, ohne darob zum unsen-

siblen Haudrauf zu werden. Einer «Schule» ist er nicht zuzuordnen.

In «Der Innerschweizer», einem teilweise hochkomischen Journal, protokolliert der Bewohner einer Basler Studenten-WG eine alternative Geschichte des Kalten Krieges in den 1980er Jahren: Die Sowjetarmee ist in die Schweiz einmarschiert, Blocher und Cincera sind als Landesverräter hingerichtet worden, die NZZ propagiert sozialistische Ideen. Wie Jonas Lüscher in «Frühling der Barbaren» zeigt Urs Zürcher in diesem Buch, wie dünn der Firnis unserer Zivilisation ist.

Eine ganz eigene Stimme

Ganz anders angelegt ist «Alberts Verlust»: Der Titelheld hat nach einem schweren Autounfall sein biografisches Gedächtnis verloren. Seine Frau und der behandelnde Arzt versuchen aus unterschiedlichen Motiven, ihn in seine Geschichte zurückzuholen. Für Urs Zürcher bietet das den Anlass zu einem vielschichtigen Spiel um Identität, Erinnern und Vergessen. Heftig geht es wiederum in «Überwintern» (2020) zu: Zwei junge Schweizer, die sich auf dem Schulhof kennengelernt haben, werden aus Leichtsinns und Langeweile Söldner in der Ostukraine – mit fatalen Folgen.

Urs Zürcher, von Haus aus Historiker und Lehrer, hat zudem unter dem Titel «Monster oder Laune der Natur» (Campus 2004) eine faszinierende Studie zur Medizin und zur Lehre von den Missbildungen im Zeitraum 1780–1914 vorgelegt. Mit seiner markigen Prosa bereichert er die Schweizer Literatur um eine ganz eigene Stimme. Wer sie nicht wahrnimmt, verbigt sich etwas. ●



Polnische Literatur In «Bitternis» schreibt eine junge Frau die Geschichte ihrer Ahninnen nieder. Joanna Bators Roman ist ein Höllenritt von subtilem Humor: ein Meisterwerk

Aufräumen im Familienspuk

Joanna Bator: Bitternis.

Übersetzt von Lisa Palmes. Suhrkamp 2023. 829 S., Fr. 47.-, E-Book Fr. 37.-.

Von Julia Kohli

«Um elfe kommen die Wölfe, um zwölf bricht das Gewölbe», raunt man sich in Joanna Bators neuestem Roman, «Bitternis», über die Generationen zu. Die Leserin erfährt bald, dass diese Warnung nur wenig mit den wilden Tieren dieser südpolnischen Provinz zu tun hat, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zu Deutschland gehörte.

Wer Joanna Bators preisgekröntes Werk «Dunkel, fast Nacht» kennt, wo eine Journalistin nahe der Stadt Wałbrzych verschwundene Kinder sucht, wird vom dunklen Charme Niederschlesiens bereits verzaubert sein. Auch in «Bitternis» kehrt eine Protagonistin zurück in diese neblige Randregion, wo noch heute Armut herrscht und der Russ aus den Industrieschlotten an den Wänden klebt.

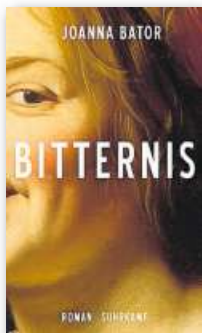
Eigenbrötlerinnen-Dynastie

Die 30-jährige Kalina Serce, Kaffeehausbesitzerin aus Warschau, hat im ehemaligen Kurort Sokołowsko ein Haus gekauft und will von dort aus mehr über die deutsch-polnische Dynastie von Eigenbrötlerinnen herausfinden, der sie entstammt. Wieso begingen ihre Urgrossmutter Berta und ihre geliebte Grossmutter Barbara solch grausame Verbrechen? Und warum ist ihre Mutter Violetta so herzlos?

Kalina, die sich selbst eine «ausgeprägte Putz- und Sortierleidenschaft» attestiert, engagiert einen Privatdetektiv für ihr Vorhaben. Der Roman soll ihre peniblen Recherchen zeigen: Elf Mal reiht sie die Kapitel «Berta», «Barbara», «Violetta» und «Kalina» aneinander, um schrittweise die Rätsel zu entwirren. Das Geniale daran: Innerhalb dieser vermeintlichen Ordnung entfaltet sich ein brillantes Chaos.

«Sie identifizierte sich stets mit der von Leidenschaften gebeutelten, tief verstrickten Heldin, die nur die Liebe aus den Fesseln befreien konnte», schreibt Kalina über ihre deutsche Urgrossmutter Berta Koch, eine Metzgerstochter, die 1938 schwanger von ihrem Liebhaber zurückgelassen und vom Vater wie eine Sklavin behandelt wurde. Bertas erotische Abenteuer werden dabei so ausführlich geschildert, dass der Verdacht entsteht, die Erzählerin lasse Geister sprechen. Solche perspektivischen Grenzüberschreitungen werden zum Programm und ringen auf eine herrliche Art mit der Ordnungswut der Erzählerin, die sich selbst ständig entgleitet und im flackernden Rhythmus mal in dritter oder erster Person Erinnerungen wiedergibt.

Über ihre Grossmutter, Bertas Tochter, weiss Kalina: «Kinder wie Barbara gab es viele - unsichtbare Wesen mit fast durchscheinenden Körpern und mausartigen



Gesichtern.» Barbara wächst während des Kriegs als Waise in einem Heim auf. Um Schläge zu vermeiden, lernt sie dort, nicht aufzufallen. Das mittellose Ehepaar Serce adoptiert Barbara, und die drei richten sich in einer schäbigen Dachwohnung in Wałbrzych ein, dem Epizentrum der Erzählung, wo auch Kalina ihre Kindheit verbringt.

Seien es Essensreste oder alte Kleider, das Anhäufen von Gerümpel «für alle Fälle» wird zu Barbaras Lebensaufgabe, die Wohnung versinkt nach dem Tod ihrer Adoptiveltern im Chaos: «Bunia hatte Ordnung gefürchtet, weil alles - auch sie selbst - in geordneten Zuständen deutlicher sichtbar war.» Ohne einen Funken Selbstbewusstsein gerüstet, geht Barbara eine Beziehung zu einem Mann ein, der sie schlägt. Daraus entsteht Kalinas Mutter, eine schillernde Unsympathin.

Obsession und Zuversicht

Violetta, die von Barbara keine Liebe erfahren hat, ist eine von Selbsthass getriebene Frau, deren Leben aus Realitätsflucht besteht. Sie träumt von exotischen Destinationen, von der Rettung durch einen reichen Prinzen, ist süchtig nach Skandalheften und verspricht sich von Kosmetikprodukten immer wieder ein neues Leben. Projekte beginnt sie nur, um sie wieder fallenzulassen; weder das Studium noch die Arbeit im Solarium waren nach ihrem Geschmack.

Mit ihrer Tochter weiss Violetta nichts anzufangen. Mehrmals verlässt sie Bar-

bara und Kalina, um etwa Schlagersängern nachzureisen, die sich nicht für sie interessieren. Kalinas Vater Karol war nur einer ihrer vielen Zwischenstopps. «Eine wütend schnaufende, Minzwölkchen ausstossende Drachin» nennt Kalina ihre Mutter, mit der sie sich ständig streitet. Was es mit den Minzbonbons auf sich hat, ist übrigens mit einem grauenhaften Geheimnis verknüpft, das gelüftet wird.

Was diesen Roman zum Meisterwerk macht, sind die Lebendigkeit der vier Frauenfiguren und ihr gleichzeitiges Stattfinden. Verletzungen und Sehnsüchte fliessen ineinander, Obsessionen gleichen und wiederholen sich. Auch die nörgelnden Nachbarn und deren Geister kriechen ins Bewusstsein der Protagonistinnen: Alles ist mit allem verbunden. Kalinas Niederschrift ist das Psychogramm einer traumatisierten Familie und wird weit über die polnischen Grenzen hinaus verstanden werden.

Joanna Bator kam 1968 in Wałbrzych auf die Welt. Vielleicht war es die Hassliebe zu ihrer niederschlesischen Heimat, die sie befähigt hat, ihre Charaktere mit einer so gut dosierten Mischung aus Empathie und Satire zu gestalten. Ihre Sprache erinnert keineswegs an die klirrende Kälte von Elfriede Jelinek, wie es der Klappentext behauptet. Der Autorin gelingt der fast unmögliche Balanceakt, zwischenmenschliche Brutalität ungeschönt zu beschreiben und die Leserin trotzdem mit einem Gefühl von magischer Zuversicht zurückzulassen. ●

Es spukt in einem Hotel in Łódź: Cristina de Middel fängt Polen fotografisch und atmosphärisch ein.



CRISTINA DE MIDDEL/MACNUM PHOTOS

Deutsche Literatur Wie bringt man einen Philosophen um den Verstand? Felix Heidenreich erzählt vom Hausdiener Immanuel Kants

Lampe wird subversiv

Felix Heidenreich: Der Diener des Philosophen. Wallstein 2023. 150 S., um Fr. 33.-, E-Book 18.-.

Von Daniel di Falco

Kann man etwas vergessen, wenn man sich laufend daran erinnert, dass man das soll? «Der Name Lampe muss nun völlig vergessen werden», notierte Immanuel Kant, der Überphilosoph der Aufklärung. Auch wenn es ihm selber gelungen sein sollte: Seine Notiz blieb der Nachwelt erhalten. Und damit auch der Name Lampe.

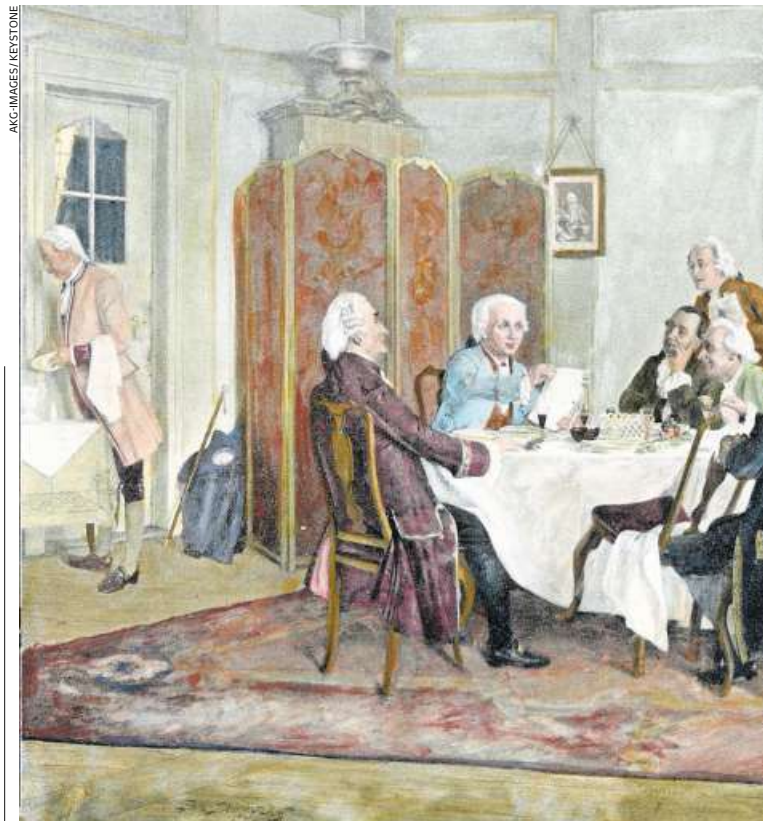
Martin Lampe war, bis ihn Kant 1802 wegen «Versoffenheit» entliess, vierzig Jahre lang sein Hausdiener, und was die Notiz womöglich verrät, malt sich der Autor Felix Heidenreich in seinem Roman aus: Dieser Lampe beherrschte Kants Leben und Denken. Davon handelt die skurrile Komödie, die Heidenreich aus Fakten und erfundenen Szenen baut: Der Knecht lehnt sich auf und wird subversiv. Und sein Herr wird sich fremd - zuerst in seinem Haus, dann auch in seinem Kopf.

«Bisweilen schien er mir wie ein Uhrwerk, das nur zu laufen vermochte, solange von aussen ein Rädchen gedreht wurde», erklärt uns Lampe. Er sorgt für die Impulse, wenn auch nicht für die gewünschten: Er stört. In der Stille seines Zimmers wagt Kant endlich den Anlauf zu seinem Spätwerk - unten in der Küche

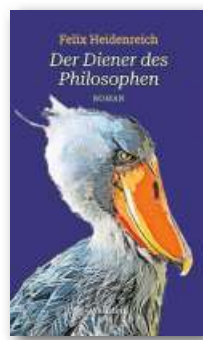
beginnt ein infernalisches Klappern und Scheppern, Lampe räumt alle Töpfe neu in die Schränke. Und an Kants Tisch mögen die Gelehrten an der Frage zweifeln, wie ein allmächtiger, gütiger Gott Katastrophen wie das Erdbeben zulassen kann, das 1755 Lissabon vernichtete - Lampe lässt sie, während er das Geschirr abräumt, mit der Bemerkung zurück, Lissabon sei doch ziemlich weit weg.

Triumphiert hier das wahre Leben über das Denken, die Wirklichkeit über die hehre Philosophie? Das wäre billig. Felix Heidenreich, hauptberuflich selber Philosoph, hütet sich davor, sein Personal lächerlich zu machen. So kann er der Komödie, die er mit bewundernswert knappen und klaren Strichen skizziert, dramatische Tiefe geben. Von Lampe, den er zum Ich-Erzähler macht und in den Mittelpunkt rückt, weiss man, dass er nicht so dummdreist ist, wie er sich gibt. Zugleich ist man ganz bei Kant, der immer vergeblicher versucht, sich selbst zu verstehen.

Kann es absolute Begriffe geben, ein von der Welt unabhängiges Denken? Davon war Kant früher überzeugt, es war der Clou seines grundstürzenden Werks. Aber diese Klarheit kommt ihm abhanden, und er findet sie auch nicht wieder, als er auf einer Fahrt mit der Kutsche hinaus in die Landschaft Ostpreussens blickt: keine Konturen, kein Horizont, die Welt kommt ihm vor wie ein zerfliessender Brei. Er wird sein Werk nicht vollenden.



Immanuel Kant und seine Tischgenossen. Ist der Diener links im Hintergrund Martin



Ist der Diener daran schuld? Das ist die Vermutung, die einem dieses wunderbare Buch nahelegt, und es wäre noch wunderbarer, wenn Heidenreich es riskiert hätte, beim Nahelegen zu bleiben. Leider beschwert er seine Hauptfigur mit dem Willen, ihre Motive wasserdicht zu machen. Den Hass auf seinen pedantischen Herrn, der ihn täglich demütigt, nimmt man dem Hausdiener ab, ebenso den Vorsatz, ihn zu quälen, um sich zu rächen. Doch es soll mehr sein: intellektuelle Verachtung, wie uns Lampe verrät. «Jahrelang glaubte ich, Kants absurde Absichten wären einfach auf seinen Mangel an Erfahrung zurück-

Französische Literatur Adèle Rosenfeld schildert, wie eine Frau zunehmend schwerhörig wird. «Quallen haben keine Ohren» ist ein beklemmendes Debüt

Die Welt hören

Adèle Rosenfeld: Quallen haben keine Ohren. Übersetzt von Nicola Denis. Suhrkamp 2023. 221 S., um Fr. 33.-, E-Book 25.-.

Von Anton Beck

Die meisten Romane nähern sich der Welt visuell, Adèle Rosenfeld hingegen wählt das Gehör, um sie wahrzunehmen. In 80 sehr kurzen Kapiteln folgt sie in ihrem Debütroman «Quallen haben keine Ohren» der Protagonistin Louise in die zunehmende Gehörlosigkeit. Und über eine in Aussicht stehende Operation zurück in eine mögliche Welt der Geräusche.

Der Roman spielt in dieser Zwischenzeit, beginnt mit dem Vorschlag der Operation und endet mit ihrer Durchführung. Dazwischen findet Louises durchschnittlich wirkendes Leben statt. Sie nimmt



einen Job im Rathaus an, wird bald veretzt und muss sich mit der Digitalisierung von Sterbeurkunden und Sätzen befassen wie «Der Tod stellt die stärkste Form der Dienstunfähigkeit dar».

Eine Beziehung zu einem Mann bahnt sich an, mit der Mutter streitet sie sich, die beste Freundin ist häufig zu Besuch. Und immer ist da das Ungleichgewicht zwischen Louise und der Aussenwelt, die mit ihr spricht und die sie meist nicht versteht: «Meine Kräfte zerschellten an allen möglichen Missverständnissen. Jedes unverstandene Wort wurde zu einer weiteren Ungerechtigkeit. Wie sehr ich auch den Hals reckte, meine Augen auf die Lippen heftete, meine Lider aufsperrte, meinen internen Lexikografen polierte, mir Mut zusprach und immer wieder sagte: «Gleich hast du ihn, diesen Satz» - das Scheitern überflutete mein Leben.» Da Rosenfeld der Monotonie und den Ge-

dankenstrudeln, die in Louises Leben und Scheitern stattfinden, viel Platz einräumt, fällt es dem Roman schwer, die Handlung voranzubringen. Einen Spannungsbogen gibt es nicht, vielmehr fliesst der Text vor sich hin. Für manche Leserinnen und Leser mag das abschreckend wirken, doch wer sich darauf einlässt, erkennt die Vielschichtigkeit von Louises Unsicherheit. Dazu tragen auch die präzisen Schilderungen der Schwerhörigkeit bei, die Rosenfeld selbst bestens kennt - wie ihre Protagonistin ist auch die Autorin hörbeeinträchtigt. Mit «Quallen haben keine Ohren» schaffte es Rosenfeld auf die Shortlist des Prix Goncourt du Premier Roman, also unter die wichtigsten Debüts Frankreichs.

«Die Operation wäre allerdings nicht mehr rückgängig zu machen, ich würde mein derzeitiges «natürliches» Gehör verlieren», heisst es gleich zu Beginn des



Lampe? (Gemälde von Emil Doerstling um 1900).

zuführen. Aber jetzt, im Rückblick, wird mir allmählich klar, dass der Scharfsinn der Grund für seine Dummheiten war.»

Der wahre Philosoph, die einzige Leuchte im Hause Kant war also Lampe? Damit überdehnt Heidenreich seine Übungsanlage: Hier bringt ein Knecht seinen Herrn um den Verstand, indem er anfängt, seinen eigenen zu gebrauchen. Und alles, was es an Grund dafür braucht, hätte es bei Kant gratis gegeben. «Aufklärung», hat er 1784 in seinem berühmtesten Text geschrieben – und dabei hat er Lampe wohl übersehen – «ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.» ●

Buches. Diese Furcht vor dem kompletten Gehörverlust, die eine Operation mit sich bringt, hält Rosenfeld durch die sprunghaften Abschnitte konstant präsent. Über all die Kapitel hinweg gelingt es der Autorin gar, die Leserinnen und Leser mit in Louises Unsicherheit zu ziehen. Ihre mentale Zerbrechlichkeit wird Seite um Seite greifbarer und gleicht irgendwann einer Ohnmacht, bis am Ende nur noch die Lyrik übrig bleibt – das Fragmentale, das Louise noch aussprechen kann: «Getuschel betrunkenen Angeber / Kiefer, der die Pyrenäen zerkaut / Verlassene Gletscherkappe / Obertongesang von grünen Crocs / Lawine aus Kugelfangspielen.»

Und so wird Louises Schicksal auch nahbar für all jene, die in der inneren Welt schnappatmen und einen Kontrollverlust verspüren – eine universelle Angst, die auf Mitgefühl stossen dürfte –, egal, mit welchem Sinn jemand die Welt wahrnimmt. ●

Amerikanische Literatur Mit seinem neusten Roman «Baumgartner» legt Paul Auster ein Inventar der Verluste vor. Leider geht die Dringlichkeit in einem Strudel von Anekdoten unter

«Vorübergehuscht wie Schatten»

Paul Auster: Baumgartner. Übersetzt von Werner Schmitz. Rowohlt 2023. 208 S., um Fr. 33.-, E-Book 20.-.

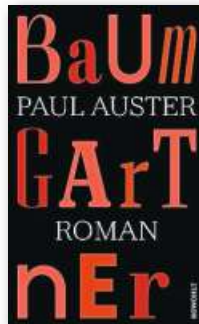
Von Peter Henning

Mehr als dreissig Bücher hat Paul Auster seit seinen lyrischen Anfängen 1974 vorgelegt. Vor dem Hintergrund seiner Krebserkrankung, die seine Frau, die Schriftstellerin Siri Hustvedt, im Sommer via Instagram öffentlich gemacht hat, kommt seinem aktuellen Roman «Baumgartner» allerdings eine besondere Bedeutung zu, könnte es sich dabei im ungünstigsten Fall um sein letztes handeln.

Mitte der 1990er Jahre feierte Paul Auster mit seinen von der Wirkungsmacht des Zufalls auf die Schicksale Einzelner handelnden Romanen insbesondere in Europa grosse Publikumserfolge. Mal mit einem Schuss Existenzialismus, mal durch Versatzstücke aus der griechischen Mythologie motiviert, wies er wie in «Der Mond über Manhattan» (1990) seinen abenteuerlichen Geschöpfen den Weg ins Glück, ehe zwei Jahre später die «Musik des Zufalls» den Ton in seiner gleichnamigen Road-Novel angab. Ähnlich wie Milan Kundera verstand es der 1947 in New Jersey geborene Paul Auster auch in «Leviathan» (1994), «Das Buch der Illusionen» (2002) und seiner «Brooklyn Revue» von 2005, das spielerisch «Leichte» mit dem philosophisch «Schweren» zu amalgamieren. Dieser Formel folgt auch sein neuer Roman, in dessen Tiefen man bisweilen dunkle, womöglich von Austers Erkrankung zum Klingen gebrachte Echos zu vernehmen meint.

Irgendwann aber muss ihn die Wiederholung des literarisch immer Gleichen zu langweilen begonnen haben, so dass Auster begann, sperrigere Bücher einzustreuen, wie den Roman «Reisen im Skriptorium» (2007). Die amerikanische Kritik, die ihn bis dahin hartnäckig ignoriert hatte, nahm ihn endlich unter die Lupe; hierzulande aber gingen die Verkaufszahlen zurück, und einige Rezensenten begannen, Austers literarische Neuausrichtung als verstiegen und pseudoliterarisch abzutun. Dabei hatte er bereits in seinem autobiografischen Buch «Die Erfindung der Einsamkeit» positiv angedeutet, wozu er in dieser Richtung schriftstellerisch fähig ist.

Nun kehrt der inzwischen 76-Jährige mit «Baumgartner» streckenweise zu dieser Tonlage zurück. War es seinerzeit der eigene Vater, dem Auster sich subtil annähern verstand, so ist es nun eine leicht verzerrte Spiegelfigur seiner selbst. Und die auf den ersten vierzig Seiten ausgebreiteten Schilderungen des emeritierten Phänomenologen Sidney T. Baumgartner, der sich gefangen findet im zum luftabschliessenden Gespinnst seiner Erinnerungen gewordenen Haus, sind wirklich famos.



Paul Auster schafft in seinem neuen Roman eine leicht verzerrte Spiegelfigur seiner selbst.

Wie eine Bleiweste lasten die Bilder der Vergangenheit auf Baumgartner – und so inszeniert Auster sein zum Kammerspiel verdichtetes Trauerbuch als Inventur eines Mannes, der mit seinen Verlusten und seiner Geschichte Frieden zu schliessen sucht, ehe die finalen Schlachten des Alters anstehen. Leitmotivisch kehren dabei Beschwörungen seiner einstigen grossen Liebe Anna wieder, die vor Jahren beim Baden von einer Monsterwelle erfasst und getötet wurde; gefolgt von Reflexionen zu seiner Kindheit und den undurchsichtigen, ihm nie wirklich Halt bietenden Strukturen seiner Familie. Bis Baumgartner am Ende seines gemeinsam mit uns unternommenen Rundgangs durch das Archiv seiner Erinnerungen das Gefühl hat, «als wäre mein Leben vorübergehuscht wie Schatten».

Nach Austers verwinkeltem Riesenroman «4321» folgt nun also ein schmales Alterswerk, das an Baumgartners kleinen Alltags-Sisyphusiaden phasenweise vorführt, wie überzeugend eine Literatur sein kann, die ihren Blick unverstellt auf jene «letzten Rechnungen» wirft, die wir am Ende zu begleichen haben. Dass man das Buch am Ende trotzdem enttäuscht zur Seite legt, liegt an der nach etwa fünfzig Seiten einsetzenden Beliebigkeit, mit der Auster bis zum Schluss Anekdote an Anekdote reiht. So ergeht es der furiosen Eröffnung seines Romans wie den ersten, vielversprechenden Klängen eines Musikstücks, die in der Süßlichkeit alles zukleisternder Streicher versinken: in den Strudeln des Anekdoten-allerleis geht sie unter. ●



SPENCER OSTRANDER

Israelische Literatur Yishai Sarid beschreibt nicht nur die digitalen Schwachstellen einer dystopischen Gesellschaft, sondern auch die Realität in Israel

Überwacht und ausgeliefert

Yishai Sarid: Schwachstellen.

Übersetzt von Ruth Achlama. Kein & Aber 2023. 288 S., um Fr. 34.-, E-Book 26.-.

Von Sylke Gruhnwald

Siv ist ein junger Computerhack. In der israelischen Armee lernt er, Menschen auszuspionieren. Nach seinem Wehrdienst heuert er bei einer privaten Sicherheitsfirma an und nutzt Schwachstellen in den Programmcodes von Mobiltelefonen und Computern, um diese zu infiltrieren. Siv belauscht Gespräche, greift Kurznachrichten und Chatverläufe ab, genauso wie Fotos, E-Mails und Kalendereinträge seiner Zielpersonen. Der israelische Schriftsteller Yishai Sarid, der auch als Anwalt in Tel Aviv arbeitet, beleuchtet in seinem Roman die dunklen Ecken eines Landes, das sich aufgrund seiner Bedrohungslage auf Überwachung und Spionage durch Geheimdienste und Firmen verlässt.

Es kümmert Siv erst einmal nicht, für wen er arbeitet. Seine Auftraggeber sind osteuropäische Militärs, Geheimdienste in Mittelamerika und autokratische Regime irgendwo in Afrika. Sarid nennt nie Ländernamen, sondern entwirft Konzepte für Diktaturen. Siv präsentiert stolz

seinen Kunden, wie er hackt: «In dem Augenblick wirken die Kunden immer wie unschuldige Kinder bei einem Zauberkunststück, das sie ihr Leben lang nicht vergessen werden. Das funktioniert bei allen, selbst bei den härtesten und erfahrensten Geheimdienstlern.» Sivs despotische Auftraggeber sind fasziniert von dem blassen jungen Mann und seinen Fähigkeiten: «Ihre Augen weiten sich, der Mund klappt vor Staunen auf, und sie sind glücklich, als hätte man sie in einen Raum voll Schweizer Schokolade geführt und gesagt: Greift zu.»

In Yishai Sarids Roman, übersetzt aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, wird eine fiktive Geschichte erzählt, die starke Parallelen zu den realen Recherchen über das Spionageprogramm des israelischen Unternehmens NSO aufweist.

So wurden zum Beispiel Handys mehrerer Personen aus dem Umfeld des Journalisten Jamal Khashoggi mit der Überwachungssoftware Pegasus infiziert. Khashoggi wurde im Oktober 2018 im saudiarabischen Generalkonsulat in Istanbul ermordet und zerstückelt. Oder zu den Enthüllungen über Predator, eine Spyware der europäischen Konkurrenz Intellexa, mit der der griechische Reporter Thanasis Koukakis über Wochen ausspioniert wurde. Koukakis recherchiert immer



wieder zu Fällen von Korruption, auch für den Nachrichtensender CNN und die englische Tageszeitung «Financial Times». Nach den Angriffen der Hamas auf Israel nimmt der Roman beim Lesen zudem eine andere Bedeutung an. Er berührt die tiefste Angst der israelischen Gesellschaft: die Angst, wie Sarid in der «Süddeutschen Zeitung» schreibt, «wieder hilflos zu sein». Sarid beschreibt nicht nur die Schwachstellen einer dystopischen Gesellschaft, sondern auch die Realität in Israel. Die Brisanz überlagert seine Sprache.

In kalten Kellern und dunklen Räumen in der Fremde findet der Programmierer Siv den Zuspruch, den er zu Hause in Israel vermisst. Seine Familie ist zerrüttet, seine Schwester drogenabhängig, er fühlt sich ignoriert. Sarid zeichnet das Porträt einer unsicheren und einsamen Persönlichkeit, die leicht manipulierbar ist und sich in ein Doppelleben verstrickt. Siv wird regelrecht süchtig nach dem Spionieren und verwandelt sich, wie er über sich selbst sagt, in ein «Monster». Er beobachtet mehrere Personen gleichzeitig, seine Schwester und die Frau, in die er sich verliebt hat, und verschlingt deren Leben förmlich - bis er sich vor sich selbst eckelt. Erst eingesperrt im Gefängnis erkennt Siv, wie viel mächtiger als alles andere die Freiheit ist. ●

Kolumbianische Literatur Juan Gabriel Vásquez gestaltet eine so wahre wie schier unglaubliche Familiengeschichte zu einem packenden Zeitbild

Um alle Ideale betrogen

Juan Gabriel Vásquez: Wenn es an Licht fehlt. Übersetzt von Susanne Lange. Schöffling 2023, 448 S., um Fr. 40.-, E-Book 22.-.

Von Manfred Papst

Barcelona im Herbst 2016. Die Stadt richtet dem bekannten kolumbianischen Filmregisseur Sergio Cabrera eine Retrospektive aus und lädt ihn dazu ein. Der 66-Jährige reist aus Bogotá an, doch kurz bevor er eintrifft, erfährt er, dass zu Hause gerade sein Vater Fausto, einst ein bekannter Schauspieler und Intellektueller, gestorben ist. Er beschliesst indes, nicht über den Atlantik zur Beerdigung zu fliegen, sondern am Filmfestival teilzunehmen und nach Lissabon zu fahren, um Frau und Tochter zu sehen und vielleicht seine zerbrochene Ehe zu kitten. Er will in der Gegenwart leben. Gleichwohl stürzen mit aller Gewalt die Erinnerungen auf ihn ein.

«Wenn es an Licht fehlt», der neue Roman des kolumbianischen Meistererzählers Juan Gabriel Vásquez (* 1973), ist ein Buch der Rückblenden. «Volver la vista atrás», «den Blick zurückrichten», heisst es im Original, und zu seinen Besonder-



heiten zählt, dass nichts in ihm erfunden ist. Den Regisseur Sergio Cabrera, von dem man hierzulande allenfalls den Film «Die Strategie der Schnecke» (1993) kennt, der in seiner Heimat aber eine Grösse ist, gibt es wirklich.

Vásquez hat Cabrera während sieben Jahren immer wieder zu Gesprächen getroffen, die er mitgeschnitten und transkribiert hat, die beiden haben unzählige Mails ausgetauscht. Der Autor hat auch mit Cabreras Schwester Marianella gesprochen und Zugang zu den Familienarchiven erhalten. «Ein fiktives Werk, in dem es keine erfundenen Episoden gibt», nennt er sein Buch im Nachwort.

Was er erzählt, ist die brisante, widersprüchliche und vor allem politisch aufgeladene Geschichte einer Familie, in der es Künstler gibt, aber auch Guerilleros. Sie lebt ursprünglich in Spanien, doch der Vater Fausto flieht als Republikaner und Antifaschist vor dem Franco-Regime nach Kolumbien. Dort macht er beim Fernsehen Karriere. In den 1960er Jahren wird er in die Volksrepublik China geschickt und wandelt sich in der Kulturrevolution zum glühenden Maoisten, der auch seine Kinder indoktriniert: Er schickt sie in eine militärische Ausbildung, und nach ihrer Rückkehr schliesst sich die ganze Fami-

lie - selbst die aus gutbürgerlichen Kreisen stammende Mutter - einer kommunistischen Guerillatruppe an. Für einmal rebellieren nicht die Kinder gegen die Eltern, sondern zwei Generationen kämpfen für einen gemeinsamen Traum - bis sie realisieren, dass sie als bewaffnete Guerillas in Kolumbien einer verheerenden Politik zugeordnet haben und um alle Ideale betrogen worden sind. Jetzt erst lehnt sich Sergio gegen den Vater auf: Er wird nicht nochmals nach China gehen, sondern in Europa Film studieren.

Vásquez erzählt diese Geschichte nicht linear, sondern mit grossen Zeitsprüngen. Ausgiebig zitiert er Briefe, Dokumente, Gedichte, politische Manifeste. Bei aller Anschaulichkeit bleibt er nüchtern. Vom fabulierenden Überschwang, den wir mit anderen Exponenten des lateinamerikanischen Romans und namentlich mit dem «magischen Realismus» verbinden, ist hier nichts zu spüren. Trotzdem haben wir es mit Literatur zu tun, nicht mit einem blossen Tatsachenbericht. Das liegt an der plastischen, rhythmischen, das Geschehen verdichtenden Sprache, die die Ereignisse nicht einfach abbildet, sondern sie modelliert und ihnen Tiefe gibt. Dank Susanne Langes Übersetzungskunst wird das auch im Deutschen zum Erlebnis. ●

Deutsche Literatur Joana Osman erzählt von der Odyssee ihrer Familie im Schatten des Krieges. Dem Schweren begegnet sie mit sprachlicher Leichtigkeit und feinem Humor

Eine palästinensische Familiengeschichte

Joana Osman: Wo die Geister tanzen.
C. Bertelsmann 2023. 218 S.,
um Fr. 30.-, E-Book 28.-.

Von Miriam Hefti

Joana Osman, 1982 als Tochter eines palästinensischen Vaters und einer deutschen Mutter in München geboren, taucht in ihrem Zweitling, «Wo die Geister tanzen», tief in ihre eigene Familiengeschichte ein. 1948, als der erste arabisch-israelische Krieg wütet und die Gründung des Staates Israels ansteht, leben Osmans Grosseltern, Sabiha und Ahmed, in Jaffa bei Tel Aviv. Sie betreiben ein kleines Kino, sind sorglos, soweit es geht. Mit Kriegsausbruch beginnt für die Familie ein endloser Reigen von Fliehen und Ankommen, von Hoffen und Bangen – eine Odyssee auf Leben und Tod. Was die Autorin beim Recherchieren und Schreiben nicht hat ahnen können – dass nach Erscheinen ihres Buches die Hamas in ungeahnter Brutalität Zivilisten ermorden und entführen würde –, gibt dem Buch eine zusätzliche Dringlichkeit.

«Krieg ist das, was Leute tun, wenn ihnen die Argumente ausgehen», erklärt Abu Walid dem kleinen Mahmoud. Abu Walid ist der Einzige, der dem Jungen eine Antwort auf seine vielen Fragen gibt, auch jene, was Krieg überhaupt sei. Alle anderen Erwachsenen mahnen ihn mit Schweigen. Nachdem Mahmoud mit eigenen Augen einen Mann auf der Strasse vor seinem Haus hat sterben sehen, kann er nicht mehr spielen. Auf dem Boden ist eine dunkle Lache zurückgeblieben. Der Anfang eines Traumas, mit dem er alleingelassen wird. Dieser nämliche Mahmoud wird viele Jahrzehnte später, kurz vor seinem Tod, damit beginnen, sein Schweigen zu verarbeiten. Seine Erinnerungen an ein Leben auf der Flucht vertraut er seinen Notizbüchern an. Es wird Mahmouds Tochter Zeynep sein – Joana Osmans Cousine –, die die Notizbücher findet.

Herantasten an den Vater

«Ich habe etwas gefunden, sagt sie. Eine Bombe?, frage ich. Ich weiss nicht, warum ich das sage. In meiner Familie sind wir besessen vom Krieg, so viel steht fest. So ungefähr, sagt Zeynep. Es hat dieselbe Sprengkraft, das ist schon mal sicher.» Die Initialzündung zu einem Buch ist gegeben. Joana Osman begibt sich, siebzig Jahre nachdem ihre Grosseltern zum ersten Mal ihre Koffer zur Flucht packen mussten, auf Spurensuche. Es ist nicht nur ihre eigene Familiengeschichte und ein Herantasten an ihren Vater Mohammad, der als junger Mann nach Deutschland gezogen war und zu früh verstorben ist.

«Wo die Geister tanzen» kann auch als exemplarische Geschichte gelesen wer-



Palästinenser fliehen aus der Hafenstadt Jaffa. (7. Mai 1948)

den, wie sie sich in vielen palästinensischen Familien abgespielt haben mag. Es ist eine Familiengeschichte voll von Schicksalsschlägen und Widrigkeiten. Gleichzeitig ist es aber auch eine Geschichte voller Hoffnung. Es gelingt Joana Osman gerade durch ihre grosse erzählerische Gabe, einem die Ereignisse und Menschen nahezubringen, ohne dabei pathetisch zu sein.

Sowieso liegt ihr Pathos fern, vielmehr ist sie eine Autorin, die dem Leid und dem Krieg mit Tatkraft entgegenstehen will. Im Jahr 2012 hat Osman mit anderen die Peace Factory gegründet, eine israelisch-palästinensisch-iranische Friedensinitiative. Sie will Menschen verbinden und zu Freunden machen, die sich eigentlich feindlich gegenüberstehen. Auf der ganzen Welt hält die Schriftstellerin dazu Vorträge, es ist ihre eigene, tief beeindruckende Friedensmission.

Der Roman lebt von Anekdoten, die sich zu einem Ganzen fügen. Als Joana Osmans Grossmutter Sabiha zum ersten Mal fliehen musste, ohne ihren Mann, der verwundet zurückblieb, packte sie einen Koffer und machte sich mit ihren drei kleinen Söhnen bereit, um ein Boot von Jaffa nach Beirut zu bekommen. Der Koffer geht verloren, und der kleinste Sohn Ismael – ein Baby – fällt ihr beim Einstieg ins Meer. Ein britischer Soldat springt beherzt ins Wasser und rettet ihn. Jahre später wird der junge Ismael beim Baden im

Meer von einem Blitz getroffen und stirbt. Es sind solche Geschichten, die einen gebannt lesen lassen.

Mit viel Empathie erzählt

«Geschichten erzählen hat mein Leben gerettet», schreibt die Autorin an einer Stelle. Man glaubt es ihr beim Lesen aufs Wort. Schon in ihrem Debütroman, «Am Boden des Himmels», verstand Joana Osman es meisterhaft, Tote durch die Kraft der Erzählung als anwesende Abwesende zu erwecken und die Leserin in den Bann zu ziehen. Das zweite Buch, «Wo die Geister tanzen», kommt allerdings weg vom magischen Realismus, der ihr erstes Buch prägt. Es ist eine mit viel Empathie erzählte Familiengeschichte, auch eine leise Hommage an den Vater – und ein Stück Zeitgeschichte, das uns, gerade jetzt, nachzuvollziehen hilft, welcher gewaltsamen Einschnitt jeglicher Krieg in ein Leben macht.

Bei der Schwere und der grossen Anzahl an Schicksalsschlägen ist es kaum zu glauben, dass es Osman gelingt, mit leisem Humor zu erzählen. Das Buch liest sich nicht nur wegen der ergreifenden Geschichte atemlos, sondern auch der sublimen Sprache wegen, die einen schwebenden Sog entwickelt. Gerade auf der Folie der traurigen Realität im Nahen Osten ist «Wo die Geister tanzen» ein äusserst lesenswertes und menschliches Buch, das jedem ans Herz zu legen ist. ●



Österreichische Literatur Maja Haderlap erzählt von Schrecken und Traumata im slowenischen Kärnten – allerdings wie hinter Milchglas

Man behandelte sie als Verräter

Maja Haderlap: *Nachtfrauen*. Suhrkamp 2023. 294 S., um Fr. 30.-, E-Book 26.-.

Von Uwe Stolzmann

Dramatische Geschichten tragen manchmal ein schlichtes Gewand: Eine Frau fährt von Wien nach Kärnten, aus der Stadt- in die Dorfwelt der Kindheit, zur Mutter. Sie wird eine Nachricht überbringen: Mutter Anni muss raus aus ihrem Haus. So schmal ist der Rahmen im ersten Teil des Romans «Nachtfrauen». Im zweiten Teil wird Anni zur Protagonistin.

Miras Fahrt zur Mutter ist eine Fahrt in eine Vergangenheit, die nicht vergeht, eine Reise in nachtschwarze Bitternis, ins Trauma. Denn der Hof der Mutter liegt im slowenisch geprägten Teil Kärntens. Kurz sieht man die Landschaft, halb Idyll: einen Bildstock mit blätterndem Verputz, Narzissen unter Obstbäumen, «im Süden leuchteten die Karawanken». Doch wer in dieser Landschaft aufwuchs, erlebte Hass und Ausgrenzung – nur weil er Slowene ist.

Geschichte im Zeitraffer: Slowenen leben seit dem sechsten Jahrhundert an den Karawanken, in Kärnten bildeten sie einen Staat, ihre Sprache dominierte. Später kamen Siedler aus dem Herzogtum Bayern, deutschsprachig. Mit dem Zerfall der k. u. k. Monarchie 1918 wuchs aus der Vielfalt ein Konflikt: Wozu sollte Südkärn-

ten, das Gebiet am Fuss der Berge, künftig gehören – zum Königreich der Südslawen, Jugoslawien? Oder zur neuen Republik Österreich? Es gab Kämpfe, Tote.

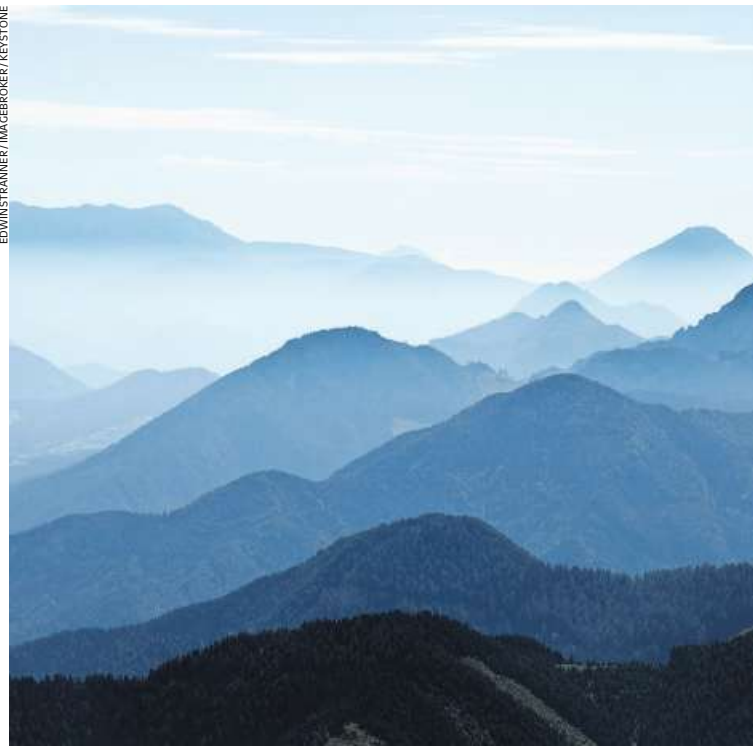
Per Volksabstimmung kam das Land 1920 zu Österreich – durch die Stimmen der slawischen Bevölkerung. Doch nationalistische Deutschkärntner haben ihren Nachbarn dieses Bekenntnis nie gedankt; die Slowenen blieben die Verräter, eine Gefahr, und so hat man sie auch behandelt – vor allem unter Hitler und Haider. Slowene zu sein, hiess und heisst: stolz die eigenen Wurzeln zu zeigen und sie schamvoll zu verleugnen, ein furchtbarer Kampf.

Die Autorin ist selbst Kärntner Slowenin, Maja Haderlap, geboren 1961 im Graben Leppen, einem Tal in den Karawanken. Sie erlebte die Diskriminierung, sie hörte die Geschichten aus der NS-Zeit: der Vater als Junge verhaftet und gefoltert, der Grossvater bei den Partisanen, die Grossmutter verschleppt ins KZ Ravensbrück.

Wie Mira ist auch Haderlap aus der Enge nach Wien geflohen, und auch sie kam zurück. Sie war Journalistin und Chefdramaturgin am Stadttheater Klagenfurt, und sie schrieb Gedichte: «wo bist du / kraftloser spross einer bauernfamilie / die immer aufzuckt wenn man ihr sagt / dass es vorbei ist aus und vorbei», hiess es in einem Lyrikband von 1987.

Ein Stück Familiengeschichte findet sich ebenfalls in den Gedichten, etwa der

EDWIN STRANNER / IMACBROKER / KEYSTONE



Wer als Slowene in Südkärnten aufwuchs, erlebte Hass: die Karawanken.



«Löffel aus Ravensbrück», den Grossmutter Maria 1945 mitgebracht hatte: «an den abenden habe ich dir zugesehen. / wenn du dich zum schlafen hergerichtet hast, / mager, bleich, knochig, / erzähltest du vom frauen-kazett. / ich bin nur noch knochen, sagtest du, knochen / waren wir.»

2011 erschien ihr erster Roman, «Engel des Vergessens», er bündelte die Geschichte der Familie. Mit einem Ausschnitt gewann sie damals den Bachmann-Wettbewerb. «Nachtfrauen», zwölf Jahre später, ist nun eine Variation jener Geschichte, diesmal ins Fiktive verlegt.

Mit einer Metapher schildert Mira/Maja ihre ambivalente Haltung zur Heimat: «Das Dorf liess nicht von ihr ab. Es klammerte sich regelrecht an sie.» Anrührend

Klima-Literatur Laura Freudenthaler erkundet den Gegenwartsschmerz auf sehr wienerische Art

Der Sinn der Hitze

Laura Freudenthaler: *Arson*. Jung und Jung 2023. 256 S. um Fr. 33.-, E-Book 21.-.

Von Fabian Saner

«Draussen einundfünfzig Grad Celsius, dort ist ein leuchtender Tag, während du träumst.» Wir wissen es: Registrieren lässt sich das Lebensfeindliche. Dass eine menschenfreundliche Wirklichkeit allmählich schwindet: Die empfindlichen Aufzeichnungsmedien und Methoden der Wissenschaft lassen längst keinen anderen Schluss mehr zu. Trotzdem herrscht weiterhin fröhliche Regression, dröhnende Ignoranz zum Zweck der Alltagsbewältigung.

Einer solchen unwirklich bedrohten Zone ohne Mangel und Extreme nimmt sich die österreichische Autorin Laura Freudenthaler an. In ihrem neuen Buch «Arson» kreisen in wiederkehrenden Bildern versehrte und sich versehrende Ichs um Schutz in einer zwar als urban erkenn-



baren, doch kaum mehr lokalisierbaren Gegenwart. Diese ist von Feuern, Waldbränden, schwelender Hitze und diffuser Gefahr bereits mehr als angefressen.

Freudenthaler webt aber nicht mit Kette und Schuss, unterscheidbaren Personen und geklärten Motiven. Vielmehr meditiert sie in seitenweisen Textabschnitten über Bilder des Kontrollverlusts. In traumartigen Reflexionen und Selbstbefragungen erschliesst sich so die Kontur unserer Epochenschwelle, an der die Frage steht: wie der Überdross am Wissen, wie zerstörerisch das einfache «Leben» inzwischen wohl ist, noch mit dem zu vermitteln wäre, was wir selbst als «Leben» im starken Sinn bezeichnen – nämlich ein Glück einzufordern und zu suchen, etwas anderes als die blossen «Alltagsbewältigung», als das Treten an Ort.

Die Figuren in Freudenthalers gattungsoffenem Text verkörpern dies sehr zeitgenössisch: nicht politisch, indem die schwelende Bedrohung in Form des omni-

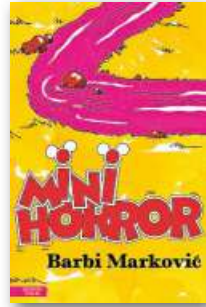
latenten, fast allegorischen Feuers zur Aufforderung genommen wird, zusammen mit anderen zu handeln. Vielmehr stellen sie sich dem therapeutischen Setting, suchen Vertrauen in sich selbst oder in akkumulierten Daten. Zusammenhalt gibt es nicht mehr, nur mehr dialogische Fransen zwischen Einzelnen, die sich in Fluchtphantasien und der so präzisen wie hilflosen Beobachtung dieses einen grossen Feuers mehr verkriechen als verlieren. So wird das Feuer zur mediatisierten Realität, zu einer Art Gegenbild einer grossen, alles verzehrenden Angst, deren vielleicht ganz andere Ursachen unklar bleiben.

Hier liegt die Poetik dieser seltsamen und sehr wienerischen Art, dem Gegenwartsschmerz eine Form zu verleihen: Freudenthalers Schreiben hat den Traumfänger über Menschen in einer ohnmächtigen Kontrollgesellschaft ausgeworfen und bringt einige Beute ein. Wo statt eines deutlichen und abgrenzbaren Brandherds nur mehr unendliche Feuer lodern, ver-



Österreichische Literatur Barbi Marković schreibt über das Grauen inmitten eines vermeintlich normalen Alltags. In ihrer Sprachkunst verschmelzen Witz und Wahn

Überall lauern die Monster



Barbi Marković: Minihorror. Residenz-Verlag 2023. 180 S., Fr. 29.-, E-Book 19.-.

Von Carsten Otte

Es gibt Fragen, die Mini kaum erträgt. Ständig wird sie nach ihrer Herkunft gefragt. Warum sie so geheimnisvoll sei, wenn es um die Verwandtschaft gehe, möchte ihr Freund Miki wissen. Also spielt er den Provokateur: «Sind sie Kriegsverbrecher?» Draussen regnet es, und die beiden schauen seit Stunden eine Serie. Da kann man schon mal «Scherzfragen» stellen, die zu «unangenehmen Situationen führen können, wenn die Antwort Ja ist». Dabei sind Pein und Peinlichkeiten, Schrecken und Schauer das Spezialgebiet dieses seltsamen Comicpaars. Ihre Namen erinnern nicht zufällig an Disney, nur dass Mini keine amerikanische Maus ist, sondern aus Serbien kommt und eigentlich Minerva heisst. Miki stammt aus einer Klischee-Kleinstadt in der Steiermark, verwandelt sich aber zum Schluss in eine Heuschrecke.

Barbi Marković erzählt in ihrem neuen Prosaband, «Minihorror», auf ziemlich skurrile Weise vom Grauen, das ein binationales Duo immer wieder heimsucht. Mini und Miki leben in Wien, einer Stadt, die Marković einmal mit Entenhausen

Die Autorin Barbi Marković lebt in Wien – einer Stadt, die sie mit Entenhausen vergleicht: Die hübsche Oberfläche trägt.



APOLLONIA THERESABITZAN

beschreibt sie auch ihr Verhältnis zum Slowenischen. Früher Bekenntnis und Politikum, bleibt es die «Sprache ihrer Verluste»; sie kratzt in Miras Hals. «Ich bin schon da, sem že prišva.»

Trotz starken Bildern, starken Worten: Es ist etwas Seltsames um das neue Buch. Da sind die Schrecken im Hintergrund, und da sind die Menschen, die mit den Traumata leben müssen. Der Leser spürt den Sturm der Gefühle, die Blitze der Erinnerung - aber nur gedämpft, abgedunkelt. Als betrachte die Autorin ihre Erfahrungen durch Milchglas. Als seien der Schmerz und all die Wut schon in den Roman von 2011 geflossen und zuvor in die explodierenden Verse. Möge der Furor der Achtziger bei Maja Haderlap wieder erwachen! ●

dichtet sich Sinnlosigkeit. Bedrohungslagen vermögen Gehirne zu vernebeln.

Sprachlich spielt das alles nuanciert. In Miniaturen gekleidet zeigt sich Freudenthalers mächtiges Vermögen zur Weltbeschreibung in verschiedenen Traditionslinien, zurück zu Karl Kraus, Marlen Haushofer, Thomas Bernhard. In sinnbildlichen Sätzen wie diesen: «Wie fühlt sich Sinnlosigkeit an? Feinstaub ist keine Empfindung, man spürt nur seine Auswirkungen. Es kann viel Zeit vergehen, bis sich Schäden an der Gesundheit zeigen.»

Rennen Sie also nicht unter Symptom-schmerzen zu Ihrer Ärztin oder Ihrem Apotheker und fragen, was es denn nun mit diesem Feuer da draussen auf sich hat. Denken Sie eher darüber nach, was der Brandherd wäre, den Sie, angesichts einer brennenden Welt, in sich selbst entfachen und dann aber hegen und pflegen müssen. So gehen Sie vorerst auch nicht auf die Suche nach dem Feinstaub, der längst schon in Ihnen ist. ●

verglichen hat. Alles ist da hübsch anzuschauen, aber die Oberfläche trägt. Im Grunde enthüllt «Minihorror», was Disney verschweigt. Es können Kleinigkeiten sein, die eine Situation unwirklich erscheinen lassen. Die sogenannte Wirklichkeit löst ständig surreale Phantasien aus. Oft wissen die auf sympathische Weise charakterlosen Charaktere nicht einmal mehr, ob sie noch leben oder nur träumen.

Sarkastisch heisst es zu Beginn: «Mini und Miki wollen nett sein, aber nichts ist einfach. Die Welt ist schrecklich, alles muss sterben. Die beiden müssen ziemlich viel erleiden, und genau dafür lieben wir sie.» So betont schematisch Mini und Miki beschrieben werden, es entsteht gerade durch die ekpathische Schilderung der grotesken Erlebnisse eine unheimliche Nähe zu den Figuren. Was auch daran liegt, dass uns die Ausgangssituationen für die Horrorszene durchaus bekannt vorkommen. Wer wünscht sich beim ermüdenden Supermarkt-Einkauf nicht mal ein Fertiggericht, das «alle Sinne umhauen wird»? Mini jedenfalls hat eine genaue Vorstellung, was im Regal fehlt: «Ein glitzernder, im Mund explodierender Pizzaburger würde sie auf jeden Fall neugierig machen.» Interessanterweise führen die Knalleffekte in Markovićs literarischen Miniaturen dazu, dass man die Zerbrechlichkeit der Figuren besser nachvollziehen kann.

Ihre Schilderungen lesen sich in der charmanten Übertreibung immer auch als Angriff aufs Klischee. So treibt sich im FKK-Urlaub nicht nur der Lover, sondern auch eine attraktive Kellnerin in der Ferienwohnung herum. Wie ist das möglich? Und vor allem: Wie soll Mini darauf reagieren? Mit Eifersucht? Lakonisch heisst es im Text: «Der Urlaub ist zu Ende, aber das Leben geht weiter, und zwar in verschiedenen Richtungen.» Manchmal reagiert Mini weniger gelassen. So sprengt sie eine Party, weil sie alle Leute verprügelt, die schon wieder wissen wollen, woher sie kommt. Barbi Marković schreibt kleine Monstergeschichten, wobei das Monströse in allen Beteiligten gleichermaßen steckt. Dieser «Minihorror» wirkt wie Edgar Allan Poe auf Speed.

Die 1980 in Belgrad geborene und heute in Wien lebende Marković hat schon früher mit schnellen Schnitten und Parodien auf bekannte Erzählmuster gearbeitet: 2009 erschien der Thomas-Bernhard-Remix-Roman «Ausgehen»; ihr Roman «Superheldinnen» erzählt von zerstörerischen Kräften namens «Blitz des Schicksals». Es ist kein Zufall, dass auch die Protagonistin in «Minihorror» Superkräfte entwickelt: Plötzlich ist sie in der Lage, grauenhafte Inhalte im Internet zu löschen. Was allerdings nichts bringt, es gibt einfach zu viel Scheiss im Netz. Marković formuliert aus dem Frust über kleine und grosse Zumutungen des Alltags keine moralinsaure Anklage, sie treibt Minis Horror vielmehr auf die ironische Spitze. Und es entsteht: poetischer Pop. ●

Slowenische Literatur Goran Vojnović beschreibt in einem rauen und rasanten Roman das Leben in der Trabantensiedlung, in der er aufwuchs

Wie ein Ausserirdischer

Goran Vojnović: 18 Kilometer bis Ljubljana. Übersetzt von Klaus Detlef Olof. Folio 2023. 320 S., um Fr. 38.-, E-Book 19.-.

Von Holger Heimann

Nach fast zehn Jahren ist Marko wieder in Fužine, der Trabantensiedlung am Rand von Ljubljana, wo er aufgewachsen ist. Doch in Fužine ist nichts mehr, wie es war. Die Aufzüge in den Wohnblocks sind nicht mehr beschmiert, sondern so sauber wie geleckt. Seine Freunde sind Junkies oder zum Islam konvertiert. Die Gegend ist dem Heimkehrer fremd geworden: «Ich gehöre nicht mehr hierher. Ich bin hier ein Ausserirdischer, und es ist alles fürn Arsch. Überall bin ich ein Ausserirdischer, aber dass ich in Fužine ein Ausserirdischer bin, geht mir wirklich auf den Sack», lässt Goran Vojnović seinen Protagonisten gleich zu Beginn des Romans schimpfen.

Der 28 Jahre alte Marko ist ein Tschefur, also einer von den Benachteiligten, die aus Serbien, Bosnien oder Albanien nach Slowenien gekommen sind. Die letzten Jahre war er bei Verwandten in Bosnien. Aber auch dort hat er eines begreifen müssen: dass er nicht dazugehört. Zugehörigkeit contra Fremdheit und die Suche nach einer Identität – das sind die Themen in den Romanen von Goran Vojnović. Das hat biografische Gründe.

Der Autor wurde 1980 als Kind von Einwanderern, einer Kroatin und eines Bosniers, in Ljubljana geboren. Er ist selbst in

«Slowenien den Slowenen»: Der Schriftsteller Goran Vojnović hat den Nationalismus am eigenen Leib erfahren. (Ljubljana, 2006)



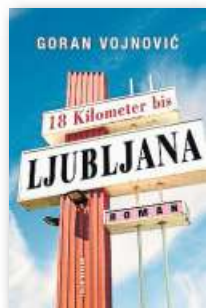
der Plattenbausiedlung von Fužine gross geworden. Vojnović ist nicht Marko, aber die Gefühlswelt seines Helden ist ihm vertraut: «Diese Erfahrung, ein Kind von Migranten zu sein und in den Aussenbezirken von Ljubljana aufzuwachsen, hat mich geprägt. Kein Slowene zu sein in einer Zeit, als es eine sehr starke nationale Bewegung gab», sagt er am Telefon. Vojnović wohnt noch immer in Ljubljana, mittlerweile allerdings – zusammen mit Frau und Kindern – im Zentrum der Stadt, deren pittoresker alter Kern zum touristischen Hotspot geworden ist.

Bereits sein Debüt, im Original 2008 erschienen, handelt von Marko und seiner Gruppe wütender, wurzelloser Vorstadtjungs. «Tschefuren raus!» wurde zu einem Kultroman, der das Lebensgefühl einer benachteiligten Minderheit in einer derben, rauen Sprache beschrieb. Warum aber nun eine späte Fortsetzung von Markos Geschichte? «Ich bin zu ihm zurückgekehrt, um auszudrücken, wie ich die Welt um mich herum seit zehn Jahren erlebe, seit die Menschen über die Möglichkeit eines neuen Balkankonflikts reden, seit ethnische Spannungen wiederkehren.» Aber Vojnović wollte auch zeigen, wie sich Fužine verändert hat: Aus der lebendigen Vorortsiedlung ist eine grüne Schlafstadt geworden, die vor allem bei Älteren beliebt ist. «Meine Eltern geniessen das», sagt der Autor. «Aber die Wohnungspreise sind enorm gestiegen. Für viele meiner Freunde wurde das unerschwinglich, sie mussten gehen.»

Markos Stimme ist abermals frech und laut. Der Übersetzer Klaus Detlef Olof hat sie mit viel Gespür und Wortwitz ins Deutsche gebracht. Der krasse, zuweilen auch enervierende Sound ist konstituierend für den Roman. Marko und seinen Freunden fehlt das Vokabular, Emotionen auszudrücken. So werfen sie mit Kraftausdrücken und Schmähwörtern um sich, die schockieren sollen – auch und gerade, um die eigene Verletzlichkeit zu verbergen.

«Marko sieht die Welt schwarz-weiss, er hat keine Zweifel, das sind die Guten, das sind die Bösen», sagt Goran Vojnović und lacht. «Ich hingegen zweifle ständig. Mark bietet einen Ausweg aus dieser komplexen, schwer zu greifenden Welt. Klar, seine Sicht ist beschränkt. Aber vielleicht kommt man auch durch sie der Wahrheit näher.»

Die Wahrheit des rasanten Romans, mit dem Vojnović eine bezwingende Fortsetzung seines Debüts gelungen ist, ist keine angenehme. Die Sehnsucht der Zugewanderten nach Zugehörigkeit bleibt ungestillt, sie stecken fest in ihrem Dasein als Tschefuren. Sie müssen begreifen, dass sie keine Slowenen sind und zur Unterschicht gehören. Aus der nationalen Differenz ist eine soziale geworden. Marko brüllt den Namen des Kriegsverbrechers Ratko Mladić, schreit auch «Osama bin Ladin» und «Donald Trump» – «alles derselbe Scheiss». Es geht um Provokation und darum, sich der eigenen Identität zu vergewissern. Es ist eine Identität, die in einem aufgenötigten, radikalen Anderssein gründet. Ein Ausweg ist nicht in Sicht. ●



ANZEIGE



Mit der Angst auf Augenhöhe

«Eine wunderbare Geschichte im Umgang mit Angst für Menschen jeden Alters!»

Jetzt bei [changemaker.ch](https://www.changemaker.ch)
change maker
 sinnvoll schenken

Varena Schmid: «Komm raus, Maus»
 Cameo Verlag 2023

Lyrik Die Dichterin Uljana Wolf nimmt in «Muttask» die Muttersprache beim Wort

«wirst im nu ein materhorn»



Uljana Wolf: Muttask. Gedichte.
Kookbooks 2023. 80 Seiten, um Fr. 33.-.

Von Florian Bissig

Das Konzept einer Muttersprache, die überlich von den Fremdsprachen abgegrenzt sein soll, hat die Berliner Dichterin und Übersetzerin Uljana Wolf immer unterlaufen. Sie praktiziert das Schreiben über Sprachgrenzen hinweg, das translinguale Dichten. Wie das Wort «Muttask», der Titel ihres neuen Bandes, zeigt, ist das durchaus verständlich und ein Stück weit auch längst sprachüblich.

Wolf nimmt nun die «Muttersprache», die Rede von der Mutter, genau beim Wort. Sie schaut und hört den Wörtern nach und zieht deren Verwandte und Freunde, auch die «falschen», bei. Mit einer Entdeckungseifer, die sich weder von linguistischen noch orthographischen Kantaren bändigen lässt, turnt sie sich den Homonymien, Halbreimen und Klangähnlichkeiten entlang. So gelangt sie von der Mutter etwa zur lateinischen «mater», zum englischen «matter», aber auch «mutter» (murmeln), und zur deutschen Schraubenmutter.

Bei der Auffächerung der Klänge und Assoziationen lässt es Wolf nicht bewenden. Alles ist ihr Material zur Reflexion auf Sprache und Welt und für ein Lyrikschaffen, das suchend, verspielt und zuweilen überschwänglich ist. Doch stets zeigt es Willen zur Form und stellt intertextuelle Bezüge her, etwa zur Geburt Athenes, zum Kindsmord Medeas oder zur Wildwestlegende Calamity Jane, deren Briefe an die Tochter sie zur Lyrik verdichtet.

In Wolfs poetischem Sprachlabor entsteht für den Leser eine Fülle von köstlichen und hintersinnigen Deutungsangeboten. «wo s beginnt bist du horny / wo endet bist du matter», werden im Gedicht

«jane spricht motherese» alle aufgeklärt, die es nötig haben. «wirst im nu ein materhorn / mit so einer hüübchenform / madly gipflig madly tittig». So wird die laktierende Mutterbrust mit Hochgebirgsmetaphern ins Bild gerückt. Ihr Gegenstück indessen hat ebenfalls gleichsam mütterliche Seiten. «bis dann ein schräubchen / dich aufs zittigste ummuttert / mit sein nebelumpenmund».

Dieser klangschwangere Zugriff auf die Aufgaben des Mutterseins ist lustvoll und lustig und schärft den Blick auch für Aspekte, die an sich wohl weder das eine noch das andere sind. Wolf sprengt die Grenzen der Muttersprache und steckt so die Grenzen der Mutterwelt neu. ●

Kurzkritiken

Judith Keller: Wilde Manöver.
Luchterhand 2023. 286 S.,
um Fr. 33.-, E-Book 28.-.



Ist Vera Savakis eine Drogendealerin? Eine Diebin? Oder schlicht eine begnadete Lügnerin? «Wilde Manöver» besteht zu weiten Teilen aus dem Protokoll einer Polizeivernehmung, in dem Vera Savakis redend, erzählend und flunkern den Kopf aus der Schlinge zu ziehen versucht. Dabei verweigert sie sich jeglicher Logik. Was sie und ihre Kumpanin - vielleicht - angestellt haben, ist ziemlich verrückt: Die beiden streifen in einer Sommernacht durch Zürich, lassen sich von Kränen die Richtung weisen, stehlen im Glatzentrum einen Lieferwagen, lassen Gartenstühle verschwinden und anderswo wieder auftauchen - bis auch Vera plötzlich spurlos verschwindet und dieser schräge Roman eine neue Wendung nimmt. Humorvoll und in funkensprühender Sprache unterläuft die Schweizer Autorin Judith Keller herkömmliche Ideen von Sinn und Handlung. Ein Zürich-Roman der andern Art.

Martina Läubli

Zsuzsanna Gahse: Zeilenweise Frauenfeld.
Edition Korrespondenzen 2023, 152 S.,
um Fr. 36.-.



Zsuzsanna Gahse, die in Budapest geboren wurde und nach dem Ungarnaufstand 1956 mit ihrer Familie nach Wien floh, lebt seit vielen Jahren im Thurgau. Mit ihrem höchst eigenständigen, experimentellen Werk hat sie eine kleine Fangemeinde um sich geschart und zahlreiche Preise gewonnen, so 2018 den Grand Prix Literatur des Bundesamts für Kultur. In ihrem jüngsten Buch beobachten vier Personen, Manu, Sam, Lucian und die Erzählerin, Frauen in Frauenfeld: Zu den Passantinnen gesellen sich Figuren aus der Vergangenheit. Die Aperçus verbinden sich allmählich zu einem tiefscharfen Panorama der Kantonshauptstadt; unmerklich treten sogar die Konturen eines Krimis hervor. Gahse ist indes eine Autorin, bei der die Materialität der Sprache eine grosse Rolle spielt. Sie schreibt verspielt, assoziativ, mit subkutanem Witz, der auch das Ungefähre trifft.

Manfred Papst

Fanny Lewald: Jenny.
Nachwort: Mirna Funk. Reclam 2023.
288 S., um Fr. 38.-.



Sie wurde die deutsche George Sand genannt: Fanny Lewald (1811-1889), das älteste Kind einer emanzipierten jüdischen Kaufmannsfamilie in Königsberg, führte im Berlin von 1848 an einen einflussreichen Salon. Sie war mit Heinrich Heine, Franz Liszt und Hedwig Dohm befreundet, setzte sich nachdrücklich für die Rechte der Frauen ein und schrieb unzählige Romane, Erzählungen, Reisebücher und Erinnerungen. «Jenny», ihr zweiter Roman, erschien 1843. Er ist biografisch grundiert und erzählt von einer jungen Jüdin, die sich in einen Pfarrer verliebt und zum Christentum konvertiert. Aber sie hadert mit ihrem Entscheid, weil sie an ihrem Glauben zweifelt und sich Antisemitismus ausgesetzt sieht. Lewalds zunächst anonym erschienenen Frühwerk ist frisch geblieben, weil die Autorin farbig und lebhaft, aber auch unsentimental und kritisch schreibt.

Manfred Papst

Necati Öziri: Vatermal.
Claassen 2023. 304 Seiten,
um Fr. 36.-, E-Book 21.-.



«Wie sagt man «Papa», ohne dass ein Fragezeichen zu hören ist?» Der Roman «Vatermal» ist ein Brief an den abwesenden Vater. Wütend und nachdenklich kreist der Ich-Erzähler um die grosse Leerstelle. Er hätte seinen Vater sehr nötig gehabt, angesichts der Schwierigkeiten, denen er als Sohn türkischer Immigranten in Deutschland begegnet. «Wenn die Welt auch ständig davon schwafelte, dass wir keine Perspektive hatten, wussten wir: Das Gegenteil stimmte. Wir hatten zu viel Perspektive, hatten Dinge gesehen, die andere Kinder ihr Leben lang nicht sehen.» Necati Öziri erzählt die Geschichte einer unbehüteten Familie wie einen Boxkampf: Immer wieder zielt er dahin, wo es weh tut. Doch seine Figuren sind von umwerfender Menschlichkeit. Zu Recht stand Öziris Roman debüt auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises: so viel Rhythmus, so viel Kraft bei so viel Schmerz.

Martina Läubli

Graphic Novel Rina Jost bringt uns einfühlsam und humorvoll nahe, wie sich eine Depression anfühlt

Jeder Stein für sich allein

Rina Jost: WEG.
Edition Moderne, 2023. 110 Seiten,
um Fr. 35.-

Von Regula Freuler

Immer wieder taucht dieser wabernde weisse Rahmen auf. Er nimmt stets neue Dimensionen und Ausformungen an. Einmal plumpst Malin aus ihm heraus, ein anderes Mal würgt sie ihn hoch und steigt dann in ihn hinein. Ihre Schwester Sybil schneidet einen solchen Rahmen aus Papier aus und sagt: «So ist es. Genau so.»

Der Rahmen ist eine von zahlreichen Metaphern aus Rina Josts autobiografischem Comic «WEG», in dem sie versucht, die Gefühlszustände von Menschen mit einer Depression zu fassen und zu zeigen, welche Folgen eine solche Erkrankung auf das soziale Umfeld haben kann. Auch Versteinerungen gehören zu den Metaphern, ebenso Weidenruten und Schicksalsfrauen, die aus den Ruten Körbe flechten und darin Steine über einen Fluss fahren. Man denkt hier zu Recht an die griechische Mythologie und den Fährmann Charon, der die Toten zum Hades bringt. In «WEG» geht es auch um Suizid.

Selbst der Titel der Geschichte hat zwei Bedeutungen, weshalb er in Grossbuchstaben steht: Durch ihre Krankheit ist Sybil weg, und Malin macht sich auf den Weg, um sie zu suchen und zurückzuholen. Sie steigt durch den Rahmen, um sich in die andere Welt zu begeben, in die Sybil verschwunden ist. Inspiriert zum Buch wurde die Thurgauer Illustratorin Rina Jost durch die Erfahrungen ihrer Schwester.

«WEG» ist ihr zweiter Comic und ihr zweites Werk, bei dem es um eine psychische Erkrankung geht. Wie schon in der Lehrmittelbroschüre über das Asperger-Syndrom, das Rina Jost illustriert hat, gibt es auch diesmal Unterrichtsmaterialien. Von didaktischer oder metaphorischer Überfrachtung kann dennoch keine Rede sein. Die Panels sind oft - aber nicht immer - zeichnerisch reduziert, das gibt Zeit zum Lesen und Nachdenken. Dabei beeindruckt, wie die Autorin nicht nur die dunklen Momente auslotet, sondern immer wieder auch die komischen.

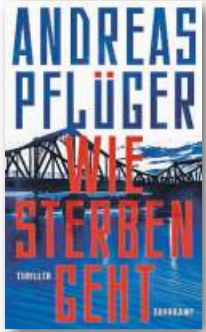
Die Annäherung an die Krankheit ist in eine abenteuerliche Erzählung verpackt, in der Malin grausigen, aber auch enigmatischen und sogar wohlwollenden Figuren begegnet. Sie lernt viel dabei. Zum Beispiel, dass man Menschen, die derart versteinern, nicht zurückholen kann - sie müssen es selbst zurück schaffen. ●



Liegt auf der anderen Seite des Flusses eine andere Welt? Und kommt man wieder zurück?
Rina Jost erzählt symbolisch und kraftvoll vom Leiden an einer Depression.

Krimi des Monats

Die schnelle Spionin



Andreas Pflüger: Wie Sterben geht. Suhrkamp 2023. 448 S., um Fr. 34.-, E-Book 27.-.

Von Jürg Zbinden

Die meisten von uns wissen noch nicht einmal so recht, wie Leben geht. Und was das Sterben angeht, hoffen wir, dass es bis dahin noch eine gute Weile dauert. Die wenigsten von uns sind allerdings Spione, die den Tod einkalkulieren müssen: eine verirrte Kugel, ein Gift-Attentat, ein Sturz vom Balkon – der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, der Sensesmann in zeitgenössischem Gewand kann hinter jeder Ecke lauern, Paranoia ist eine Berufskrankheit sämtlicher Spione.

Nina Winter ist Analytikerin beim Bundesnachrichtendienst, unbedeutend, bis ein hoher KGB-Offizier in Moskau ausdrücklich nach ihr verlangt. Der Spionagethriller von Andreas Pflüger (Bild) spielt im Jahr 1983, es ist die Zeit des Kalten Kriegs. Ein verräterischer Blick, ein falsches Wort kann den Tod bedeuten. Nina fürchtet ihn nicht. Sie ist eine exzellente Läuferin, wurde Vierte an den Europameisterschaften und sammelt Decknamen wie andere Briefmarken, insgesamt sieben an der Zahl: Elsa Opel in Deutschland, Frau Opelowa in Russland. Ninotschka wird sie von ihrem Geliebten genannt, Ninotschka Tausendschön (Nina bedeutet «die Schöne»). Ninotschka auch wie Greta Garbo in der gleichnamigen Komödie von Ernst Lubitsch von 1939. Fast ein halbes Jahrhundert später sind Russen und Deutsche noch immer Klassenfeinde bis auf den Tod.

In Pflügers unerbittlich hartem Spannungsroman finden sich tierisch gute Sätze wie «Auf grauen Schollen schunkelten Elstern» oder «Ein Kater im Stimmbruch sang was Trauriges»; oder für Cinephile: «Die Frau am Counter hatte die Haare wie die Bardot und eine Nase wie Karl Malden». Einen Kürzestauftritt hat auch Pflügers blinde Superheldin, die Polizistin Jenny Aaron, deren Geburt verkündet wird. «Wie Sterben geht» ist gewissermassen ein Prequel zur Bestsellertrilogie mit Aaron, und

Nina ist so etwas wie ihre Vorläuferin. Starke Frauen sind definitiv eine Stärke von Pflüger. ●



Kurzkritiken Krimi

Joachim B. Schmidt: Kalmann und der schlafende Berg. Diogenes 2023. 304 S., um Fr. 33.-, E-Book 27.-.



Kalmann, der selbsternannte Sheriff von Raufarhöfn, kommt ganz schön rum. Im zweiten Band der Island-Reihe des Schweizer Joachim B. Schmidt verspricht es den Helden in die USA zu seinem Vater. Und das mitten in der Pandemie. Diese Reise, in der sich Kalmann inmitten von Republikanern beim Sturm auf das Capitol wiederfindet und in FBI-Gewahrsam genommen wird, verändert sein Leben. Der Tod des Grossvaters erscheint plötzlich in ganz anderem Licht. War er ein Spion? Und wer ist der Tourist, dem Kalmann nach seiner Rückkehr auf der Insel begegnet? Schmidt hat mit Kalmann eine herz-wärmende Romanfigur geschaffen, die in ihrer leichten Zurückgebliebenheit von einem Abenteuer zum andern taumelt. Ein moderner Charlie Chaplin. Kalmanns naiver Blick auf die Welt lässt auch den Leser zum Staunenden werden. Am Schluss trägt Schmidt aber zu dick auf.

Peer Teuwsen

Peter Weingartner: Knorpel. Edition 8 2023. 288 S., um Fr. 36.-.



Im fünften Band seiner Krimireihe lässt der im Luzerner Hinterland lebende Peter Weingartner seinen Ermittler Anselm Anderhub einer Leiche begegnen, die ihrer Nase beraubt wurde. Der Tote wurde vom Mörder an einen Baum gelehnt, der sich in einem Wäldchen befindet, das an eine Autobahnraststätte grenzt, ein Ort, an dem man sich auch zum Schäferstündchen trifft. Weingartners Romane begeistern aus mehreren Gründen: des versponnenen Plots, der Szenerie, die zwischen gesichtsloser Agglomeration und beschaulichem Dorfleben schwankt, sowie der Sprachartistik wegen. Sein Protagonist Anderhub ist einer, dem die Sätze im Kopf entgleiten, der von den kleinsten Dingen über hundert Wendungen zu den grossen Dingen kommt. Dem steht das Hirn nie still. Und so schraubt er sich der Lösung auch dieses Falles entgegen. Schönster Satz: «Es zirpen die Grillen; es grillen die Rentner.»

Peer Teuwsen

Stefan Hohler: Mord im Dutzend. Edition Königstuhl 2023, 176 S., 20 Abb., um Fr. 27.-.



«Die spannendsten Prozesse der letzten Jahre in und um Zürich» verspricht das jüngste Buch des Journalisten Stefan Hohler (*1954) im Untertitel. Wie im Vorgängerband, «13 Mordfälle und eine Amour fou» (2019), berichtet der Autor von Verbrechen, mit denen er es von 2005 bis 2019 als Polizeireporter für den «Tages-Anzeiger» und ab 2020 als Gerichtsreporter für «20 Minuten» zu tun hatte. Einige Verfahren zogen sich über etliche Jahre hin, so der Fall eines Mannes aus Bangladesch, der den Mord an seiner Ehefrau in Oerlikon gestanden hatte, aber freigesprochen werden musste, weil sein einem verdeckten Ermittler unter Druck gemachtes Geständnis sich als nicht verwertbar erwies. Die meisten Fälle, die Hohler beschreibt, sind einem aus der Tagespresse noch erinnerlich. Er erzählt indes so anschaulich, dass sie einen auch beim Wiederlesen packen.

Manfred Papst

Florian Wacker: Die Spur der Aale. Kiepenheuer & Witsch 2023, 238 S., um Fr. 24.-, E-Book 10.-.



Greta Vogelsang ist Staatsanwältin beim Dezernat für Umweltverbrechen und Artenschutzdelikte. Ein früherer Kollege, Matthissen von der Zollfahndung, ist beim Angeln tödlich verunfallt. Oder war es kein Unfall? Die Staatsanwältin muss die Obduktion anordnen und den Fall an die Abteilung für Kapitalverbrechen weiterleiten. Aber weil Matthissen sie dringend um ein Treffen bat, da er gegen ein Schmuggelnetzwerk ermittelte, das mit wertvollen Glasaalen (wie man die Jungfische nennt) handeln soll, lässt ihr die Sache keine Ruhe. Aus schlechtem Gewissen überschreitet sie ihre Kompetenzen. Florian Wacker situiert die Geschichte in Frankfurt, doch die Spuren führen auch nach Hongkong und Malaysia. Vogelsang, die mit ihrem Partner und den zwei Katern Marx und Engels zusammenlebt und ihre demente Mutter «Königin» nennt, ist wie der Autor ein Gewinn für die Krimiszene.

Jürg Zbinden

Kinder- und Jugendbuch

Empfehlungen Vom Eichhörnchen über künstliche Intelligenz bis zur Frage der Zeit: Kinder- und Bilderbücher

Die besten Bücher für

Katzen und Riesen

Eine Frau im Gemälde bewegt sich, ein Hut ist müde, ein Klavier spielt von allein, und ein Apfel will um die Welt rollen. Heinz Janisch hat an 77 Tagen je eine Vorlesegeschichte geschrieben. Riesen kommen darin vor, Katzen, Elfen, Zauberer und Menschen. In den kurzen, versponnenen Texten zeigt sich Janischs Sinn für die Poesie im Unscheinbaren. Oft hören die Geschichten auf, wenn man noch gar nicht ans Ende denkt, und laden dazu ein, sich eine Fortsetzung auszudenken. Stefanie Pichlers Illustrationen, teilweise wie mit Schwamm hingetupft, unterstützen das Verträumt-Schwebende. **Andrea Lüthi Heinz Janisch (Text) u. Stefanie Pichler (Bild): Bleib noch eine Weile. 77 Geschichten vom grossen und vom kleinen Riesen.** Tyrolia 2023. 176 S., um Fr. 27.- (ab 5 J.).

Fühlende Roboter?

Künstliche Intelligenz entwickelt sich rasant. Ist ein Buch darüber nicht sofort veraltet? Tatsächlich gelingt es Angelika Zahn, Grundlegendes umfassend und verständlich aufzuzeigen. Wie lernt künstliche Intelligenz, was unterscheidet sie vom menschlichen Hirn? Kann sie moralisch handeln oder kreativ sein? Zahn zeigt Vor- und Nachteile auf, etwa, dass künstliche Intelligenz Diskriminierung sowohl fördern als auch verhindern kann. Dank luftiger Gestaltung und häppchenweiser Aufteilung folgt man selbst komplizierten Sachverhalten problemlos. Lena Hesse nimmt die Themen in ihren Illustrationen kritisch und humorvoll auf. **Andrea Lüthi Angelika Zahn: Was ist künstliche Intelligenz?** Illustriert von Lena Hesse. Beltz 2023. 90 S., um Fr. 20.- (ab 8 J.).

Eichhörnchen

Maantjes Vater mag keine Tiere. Das winzige Eichhörnchen, das er im Garten findet, trägt er allerdings ins Haus. Sofort will Maantje sich um das Tier kümmern. Aber wie? Die Mutter fährt Patient und Tochter zur Tierhilfestation. Wieder daheim, schreibt Maantje eine Geschichte und mailt sie der Tierpflegerin, sie möge sie dem Eichhorn am Abend vorlesen. Der Vater, kompliziert und ratlos, die Mutter pragmatisch und organisiert, und dazwischen ein Kind, das helfen will, hingebungsvoll und symbolisch. Sjoerd Kuyper erzählt sensibel von der Dynamik eines

Haushalts, vor allem aber von einem Kind, das sein Bestes gibt. **Hans ten Doornkaat Sjoerd Kuyper: Maantje und das Eichhörnchen.** Illustriert von Sanne te Loo. Übersetzt von Eva Schweikart. Urachhaus 2023. 64 S., Fr. 25.- (ab 5 J.).

Einfach Alltag

Zum Mitschauen wie ein Bilderbuch, zum Vorlesen wie ein Geschichtenband. Heike Brandt erzählt von Kayas Alltag und freut sich mit der etwa Dreijährigen am Grossen im Kleinen. In diesem urbanen Bullerbü teilen sich Vater, zwei Omis und weitere Erwachsene die Aufsicht für das Kind. Und alle stärken dessen autonomes Spielen. Die farbintensiven, gekonnt fokussierenden Szenen, oft drei oder vier pro Doppelseite erlauben den Jüngsten, beim Vorlesen mitzuschauen und die Einzelgeschichten später x-fach selbst nachzuerzählen. Ein empathisches und sympathisches Bild moderner Kindheit: ein neuer Kinderzimmerklassiker! **Hans ten Doornkaat Heike Brandt (Text), Giulia Orecchia: Kaya weiss, was sie will.** Moritz 2023. 128 S., um Fr. 26.- (ab 5 J.).

Harari für Kids

«Der Sinn, sich mit Geschichte zu beschäftigen, besteht nicht darin, sich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern darin, sich von ihr zu befreien.» So erklärt

Kaya ist selbständig, denn sie ist gut umsorgt. Illustration: Giulia Orecchia.



GIULIA ORECCHIA / MORITZ-VERLAG

der Starhistoriker Yuval Harari, weshalb er für Jugendliche schreibt. Im neuen Band seiner Serie «Unstoppable us» berichtet er in eingängigen Szenen, wie Sesshaftigkeit und Besitz zu Ungleichheit geführt haben und dass Unterschiede zwischen Rassen, Schichten und Geschlechterrollen menschengemacht sind. Cartoonige Illustrationen von Ricard Zaplana Ruiz unterstreichen die lockere Art, mit der Harari frühe Gesellschaften schildert. Und doch ist sein Anliegen ernst, denn was Menschen verantworten, können sie auch verändern. **Hans ten Doornkaat Yuval Noah Harari: Warum die Welt nicht fair ist.** Illustriert von Ricard Zaplana Ruiz. Übersetzt von Birgit Niehaus. C. H. Beck / DTV 2023. 208 S., Fr. 29.- (ab 12 J.).

Oktopus gegen Müll

Der packende und witzige Umweltkrimi ist zugleich ein phantastisch-futuristischer Abenteuerschmöker. Man erfährt jedoch viel über reale Probleme wie Meeresverschmutzung und das Geschäft mit dem Abfall. Die Müllmafia jagt einen Oktopus, weil er als Vertreter der Meereswesen bei den Regierungen ein Plastikverbot erwirken will. Der elfjährige Pepe hilft dem Tier, von Hamburg ins

Das alte Ägypten. Illustration: Ricard Zaplana Ruiz.



RICARD ZAPLANA RUIZ / C.H. BECK / DTV

enthalten die ganze Welt. Eine Auswahl für Klein und Gross. **Von Andrea Lüthi und Hans ten Doornkaat**

den Winter

Südchinesische Meer zu gelangen, unterstützt von jungen, smarten Leuten der Umweltschutzbewegung. Mit wunderlichen Zauberinstrumenten und Wassertank-Rucksack reisen Oktopus und Junge durch Höhlen und Wüsten, landen auf Bohrsinseln und Mülldeponien - und schliesslich am Ziel. **Andrea Lüthi**
Stepha Quitterer: Pepe und der Oktopus auf der Flucht vor der Müllmafia. Illustriert von Claudia Weikert. Gerstenberg 2023. 528 S., um Fr. 24.-, E-Book 13.- (ab 10 J.).

Und immer ist jetzt

«Momo» gehört nicht ins Altpapier, sondern gelesen. Die grauen Herren sind nach wie vor unterwegs und viele Zeitfresser nur einen Klick entfernt. Aber was ist Zeit? Sie ist immer und überall «relativ». Dennoch lohnt es sich, darüber zu sinnieren, besonders entlang des inspirierenden Sammelsuriums von David Böhm. Der Prager Grafiker versteht es, mit Fotos, Fragen und frappanten Vergleichen das Denken anzuregen. Lesen Sie den ganzen Buchtitel. Auf den Seiten dahinter geht es so weiter: Warum warten Kinder länger auf Weihnachten als Erwachsene? Antworten Sie nicht für sich, stellen Sie die Frage am Esstisch. Das meine ich mit «Familienbuch». **Hans ten Doornkaat**
David Böhm: Jetzt. Bis du diesen Satz zu Ende gelesen hast, werden auf der Erde 24 Kinder geboren sein. Übersetzt von Lena Dorn. Karl Rauch 2023. 112 S., um Fr. 36.- (alle Alter ab 8 J.).

Zeitreisen

Ein Uhrmacher findet heraus, dass sich drei Zeitfragmente gelöst haben und in drei Gegenständen gefangen sind. Wer sie besitzt, hat Macht über die Zeit. Das erfährt man in der Parallelgeschichte, die sich mit der Haupthandlung verwebt. Dort halten sich der 12-jährige Adam und sein Onkel mit einer Bäckerei über Wasser, und Adam findet auf dem Dachboden eine Schneekugel. Diese führt ihn wiederholt in die Vergangenheit. Doch ein unheimlicher Mann will ihm die Kugel rauben. Der spannende Kinderroman ist voller magischer Elemente und ausgesprochen sinnlich - man schmeckt beinahe die warmen Zimtschnecken und die Buttercrème-Samttorte in der Bäckerei. **Andrea Lüthi**
G. Z. Schmidt: Adam und die Jagd nach der zerbrochenen Zeit. Übersetzt von Reiner Pfeleiderer. Hanser 2023. 240 S., um Fr. 22.-, E-Book 18.- (ab 10 J.).



die Hände in die Taschen.» Die 13-Jährige beobachtet, spricht aber kaum. Auch Aris Freundin meldet sich nicht mehr. Selbst der Sommerflirt endet enttäuschend. Lakonisch und mit viel Gespür für ihre Hauptfigur schildert die Autorin Aris Empfinden und gibt die Familienverhältnisse präzise in Gesten und bissigen Wortwechseln wieder. **Andrea Lüthi**
Tamara Bach: Honig mit Salz. Carlsen 2023. 160 S., um Fr. 20.-, E-Book 13.- (ab 12 J.).

Erste Liebe

Überall sieht der Ich-Erzähler Julle die Haarfarbe seines neuen Mitschülers Axel, ob in der Suppe oder den Wasserfarben. Der 14-Jährige versucht zu verstehen, was mit ihm passiert. Zugleich will er herausfinden, wie andere dazu stehen, während er die Sommertage auf verwaschenen Badetüchern und heissen Steinplatten in der Badi verbringt. Statt Liebe entsteht Freundschaft. Spektakuläres ereignet sich nicht; es geht vor allem um Innerliches in dem fein und einfühlsam erzählten Roman. Obwohl dieser im biedereren Milieu der 1970er Jahre spielt, wirken Julles Suche nach Identität, seine widerstreitenden Gefühle rund um die erste Liebe universell. **Andrea Lüthi**
Stephan Lohse: Das Summen unter der Haut. Insel 2023. 176 S., um Fr. 24.-, E-Book 21.- (ab 14 J.).

Waches Kind, erschöpfte Eltern

Mama muss noch arbeiten, sie zieht sich in ihr Zimmer zurück, und Papa soll Stella vorlesen. Doch neun Geschichten später gibt die Kleine noch immer keine Ruhe. Da bestellt Papa eine Ladung Schlaf. Nichts geschieht. Wo bleibt die Lieferung? Die Annahme sei bestätigt worden. Also spielen Stellas Plüschtiere Detektiv und durchstöbern die Wohnung. Die in Zürich lebende Lettin Anete Melece malt die eigene Familiensituation, keck, verspielt und mit knalligen Farben. Bildregie und Figurenführung sind präzise, so dass die Pointen funktionieren. Denn als die Mutter ... - nein, keinen Spoiler, selber lesen, selber lachen! **Hans ten Doornkaat**
Anete Melece: Der stibitzte Schlaf. Übersetzt v. Matthias Knoll. Kunstmann 2023. 32 S., um Fr. 25.- (ab 5 J.).

Papa liest vor, und Stella will immer noch eine Geschichte und noch eine. Illustration (Ausschnitt): Anete Melece.

Mit sich allein

«Die Luft ist lau, und hätte sie eine Farbe, dann wäre sie pfirsichfarben.» So schön das klingt, so trist sind Aris Ferien in Griechenland. Ihre Eltern sind peinlich und bestimmen über sie, und die Ehe kriselt: «Mama will sich bei Papa unterhaken, Mamas Arm rutscht aus Papas Armbeuge. Papa steckt

Illustration: Ole Könnecke.



OLEKÖNNECKE / CARL HANSER VERLAG

Starke Maschinen

Soll man den Fimmel von Buben für Bagger und Brummis noch unterstützen? Nun, niemand verbietet, das Buch einem Mädchen zu schenken, zumal Ole Könnecke oft Frauen am Steuer der Maschinen zeichnet. In einem Dutzend Geschichten vermischt der Illustrator gekonnt Motorenstärke und Kinderwitz. Je auf einer Doppelseite und mit mehreren Zeichnungen erzählt er von Vorderkippern, Tiefladern, Traktoren, Mähdreschern und so weiter. Sie fahren für verrückte Einsätze auf, und die Texte sind so komisch, dass sie auch die Vorlesenden bestens unterhalten. **Hans ten Doornkaat**
Ole Könnecke: Buddeln, baggern, bauen. Hanser 2023. 32 S., ca. Fr. 25.- (ab 4 J.).

Ferdinand von Schirach tourt diesen Winter durch die Schweiz. Seine Bücher verkaufen sich millionenfach. Weil er so gut schreibt? Oder weil er uns erklärt, was die Welt im Innersten zusammenhält? Ein Porträt. **Von Linus Schöpfer**

Der kühle Charme der Jurisprudenz

Öffnet er das Zigarettenetui, so glänzt es silbern in der Luft. Schreibt er etwas auf, verwandelt es sich zu Gold.

Zehn Millionen Bücher hat Ferdinand von Schirach bereits verkauft. Diesen Herbst veröffentlichte er ein weiteres, das ebenfalls sofort zum Bestseller wurde – obwohl es sich um einen sehr schmalen Band handelt: ein Ein-Mann-Theaterstück namens «Regen», zu dem ein altes Interview gepappt wurde. Wer sonst könnte sich das erlauben? Schirach jedenfalls kann es. Derzeit ist er auf Tour, er füllt dabei die grössten Häuser: Die Berliner Philharmonie, die Nürnberger Meistersingerhalle. Im Januar kommt der Autor auch in

die Schweiz. Schirach spielt selbst die einzige Figur von «Regen», einen glücklosen Schriftsteller, der zu einem Gerichtsfall hinzugezogen wird.

Das Handy ist blockiert

Ein Herbstabend in Freiburg im Breisgau, auf der Bühne des Konzerthauses stehen ein Tischchen und ein Stuhl. Schirach gibt den Schriftsteller, der mit seiner Erfolglosigkeit und dem Verlust seiner Liebe hadert, aber auch mit der modernen Welt. Dieser stellt er sein klassizistisches Kunstideal gegenüber, er schwärmt von Goethe und Botticelli. Manchmal ist der Text verblüffend derb. Etwa, als Ferdinand von Schirach eine Penis-

Viele junge Menschen in Abendroben und gebügelten Hemden sind da und machen einen gutbürgerlichen Eindruck. Die Ränge sind voll. Das ist immer so bei Schirach.

Anekdote erzählt. Eine literaturhistorische Penis-Anekdote zwar, aber doch: eine Penis-Anekdote. Schirach erzählt, wie Scott Fitzgerald seinen Kollegen Ernest Hemingway darum gebeten habe, sein Glied zu inspizieren. Fitzgeralds Frau hatte sich spöttisch geäussert.

Besonders gross ist die Heiterkeit im Saal, als der Bühnen-Schirach sich über Touristen lustig macht, die sich auf die Strände in der Karibik freuen. Strände, die doch nur wegen des Papageienkots so weiss seien! Lacht das Publikum über die blöden Touristen? Oder lacht es über die lächerlich empörte Figur? Unterscheidet es zwischen dem echten Schirach und der Bühnenfigur? Schwer zu sagen. Viele junge Menschen in gebügelten Hemden und sorgfältigen Abendroben sind da und machen einen gutbürgerlichen Eindruck. Die Ränge sind voll. Das ist immer so bei Schirach.

Er trägt Anzug, Fliege und Lackschuhe, den Habitus des Grossschriftstellers pflegt Ferdinand von Schirach auch abseits der Bühne. So verweigert er sich dem Zeitgeist, indem er sein Mobiltelefon blockiert. Er kann nur Anrufe tätigen, aber keine entgegennehmen. Seine liebsten Distinktionsmittel sind ein Feuerzeug – aus Schildkrötenpanzer – sowie ein Zigarettenetui, silbern glän-

Schirachs wichtigste Bücher

Verbrechen (2009)

Schirachs erstes Werk – und sein bestes. Keine der elf Kurzgeschichten ähnelt der anderen, jeder juristische Fall ist ein neues moralisches Problem. Es sind kurze, rätselhafte Geschichten aus dem Gerichtssaal: Die Geschichte des Arztes, der ein tadelloses Leben führt, von seiner Frau aber ständig schikaniert wird. Irgendwann hackt er sie in Stücke. Danach meldet er sich sofort bei der Polizei mit den Worten: «Ich habe Ingrid klein gemacht.» In Erinnerung bleibt auch die brutale, fast Splattemovie-hafte Geschichte «Tantas Teeschale», in der dümmliche Kleinkriminelle ein übermächtiges Verbrecherkartell bestehlen. Schirach lässt die Dumpfbacken blutig büssen und die Geschichte in einem grotesken Dialog enden.

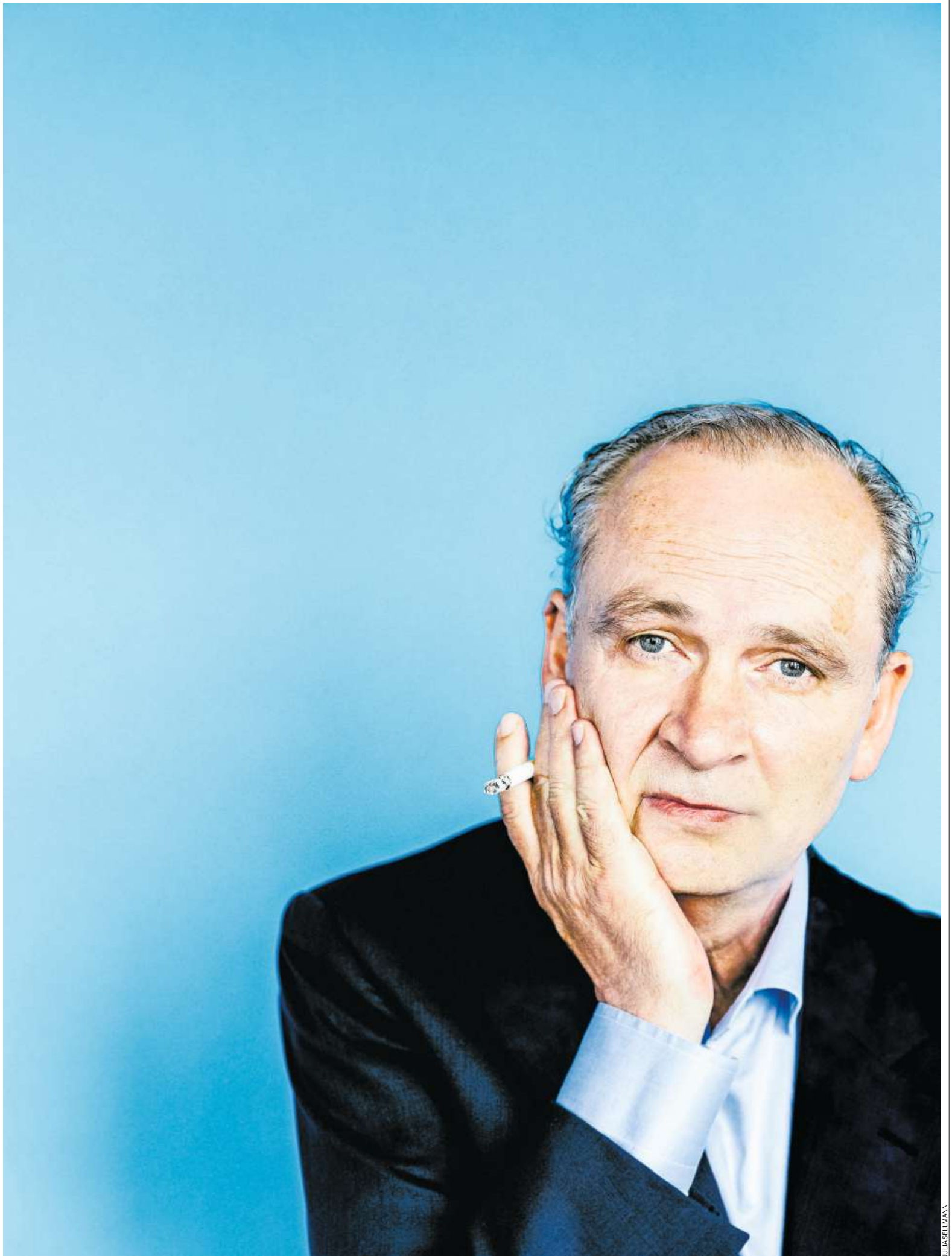
Terror (2016)

Ein Terrorist kapert ein Passagierflugzeug und steuert es auf ein volles Fussballstadion zu. Ein Pilot

der Luftwaffe schießt das Flugzeug ab, obwohl er anderslautende Befehle bekommen hat. Wie soll er bestraft werden? Soll er überhaupt bestraft werden? Um dieses utilitaristische Lehrbeispiel geht es in Schirachs berühmtestem Theaterstück «Terror», das mittlerweile an Schulen gelesen und auf Bühnen in aller Welt aufgeführt wird.

Der Fall Collini (2019)

Diesen Roman schrieb der Schriftsteller entlang seiner Familiengeschichte. Die Hauptfigur ähnelt sowohl seinem Vater, einem Unternehmer, wie auch seinem Grossvater, dem Nationalsozialisten. Im Zentrum steht ein scheinbar grundloser Totschlag eines verwirren italienischen Gastarbeiters an einem renommierten, von der Familie geliebten Patron. Doch im Gerichtssaal wird der Ermordete von seiner Vergangenheit eingeholt. Und der anfänglich so simple Fall verwandelt sich zu einem Lehrstück in Vergangenheitsbewältigung. (Isö.)



JULIA SELLMANN

Rauchen als kleine Rebellion, das silberne Zigarettentui als Amulett gegen die Unbill der Welt: Der Schriftsteller Schirach.



AFC-IMAGES

Verführer der Jugend: Baldur von Schirach (rechts) mit Adolf Hitler am NSDAP-Parteitag 1933.

► zend. Im Essayband «Kaffee und Zigaretten» sinniert er über «das helle Klicken des Feuerzeugs, die Schwere des Silbers, das Aufspringen des Etuis». Das alles sei «ein Schutz gegen die Hässlichkeit und Brutalität der Welt».

So sehr Schirach auch auf Distanz zur Welt gehen möchte, so wenig kann diese von ihm genug bekommen. Vor 14 Jahren veröffentlichte er mit «Verbrechen» seinen ersten Erzählband, der sogleich zu einem internationalen Bestseller wurde. Auch in den angelsächsischen Ländern und in Asien verkaufen sich seine Bücher hervorragend, ein Dutzend seiner Geschichten wurden verfilmt. Sein Theaterstück «Terror» wurde zu einem TV-Ereignis, gesehen von Millionen.

Wieso ist Ferdinand von Schirach so populär? Ist es wegen seiner Geschichten über Verbrechen und Moral? Oder weil er die Rolle des Gesellschaftsanalysten so gut ausfüllt? Der Schriftsteller mischt sich gern ein, so in die MeToo-Debatte,

als er forderte, falsche Anschuldigen seien mit Strafgeld zu büßen. Oder indem er vor einer Verteufelung der AfD-Wähler warnt. Es sei ein grosser Fehler, alle AfD-Wähler als Nazis zu bezeichnen, sagte Schirach jüngst in einem Podcast der «Zeit». Die Leute würden unterschätzt. Deutschland habe echte Probleme mit Asylsuchenden: zu wenig Unterkünfte, zu hohe Hürden für den Arbeitsmarkt. Diese Herausforderung müsse man angehen.

Je überhitzter eine Debatte, desto überzeugender wirkt Schirachs kühle Art.

Der Übelste aller Schirachs

Der Schriftsteller wurde 1964 in ein altes Adelsgeschlecht hineingeboren, das über die Jahrhunderte viele Juristen, Priester und Publizisten hervorgebracht hat. Hervorgebracht hat es allerdings auch einen der übelsten Politiker der deutschen Geschichte: Baldur von Schirach, den Füh-

rer der Hitlerjugend. Während des Zweiten Weltkriegs regierte Schirach Wien und versuchte, die Stadt als Kulturkapitale des Nazi-Reiches zu etablieren. Bei den Nürnberger Prozessen entkam er dem Strick, obwohl er an der Deportation von Juden beteiligt gewesen war.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis erklärt Schirach dem amerikanischen Star-Journalisten Mark Frost, Amerika habe Glück gehabt, dass Adolf Hitler damals nicht auf ihn, Schirach, gehört habe. Er habe Hitler geraten, einen Aussenminister einzusetzen, der den Russen sympathisch sei. Schirach kichert und sagt zu Frost: «Das wäre ein Desaster gewesen für Sie, für Ihr Land.» Was die Juden betreffe: Er habe nun mal gedacht, sie hätten es gut gehabt nach ihrem Abtransport. Das hätten ihm die zuständigen Stellen so versichert. Baldur von Schirach wirkt im Interview wie die Karikatur eines Elite-Nazis. Glatt wie eine Schlange, monströs wie ein Ork.

Ferdinand hat seinen Grossvater Baldur als kleiner Junge noch kennengelernt. Seine Familie hat den Verbrecher nicht verstossen, sondern ins Elternhaus geholt. Seinerseits verliess Ferdinand dieses Haus schon früh, die Teenagerjahre verbrachte er in einem Internat der Jesuiten. Danach studierte er, wie so viele Schirachs vor ihm, Jurisprudenz. National bekannt wurde er mit 29 Jahren, als er Günter Schabowski verteidigte. Es ging um die Frage, wie sehr der frühere Spitzenpolitiker der DDR dafür mitverantwortlich gewesen ist, dass bei der Berliner Mauer auf Flüchtlinge geschossen worden war. Schirach war mit dem Prozessausgang zufrieden, Schabowski musste nur drei Jahre ins Gefängnis.

Ein Kuss sagt mehr als Worte

Später, als Schriftsteller, wurde er von Journalisten öfter auf seinen Grossvater angesprochen. Als Antwort schrieb er einen Essay im «Spiegel». Schirach erklärte, die Schuld seines Grossvaters wiege schwer. «Seine Kindheit war glücklich, er war gebildet, die Welt stand ihm offen, und er hätte sich leicht für ein anderes Leben entscheiden können.» Er hielt fest: «Es ist das erste Mal, dass ich über ihn schreibe, und es wird das letzte Mal sein.» Einige Jahr später veröffentlichte Schirach allerdings eine Geschichte, die deutliche Bezüge zur versehrten Familiengeschichte aufwies, den Roman «Der Fall Collini».

Was zeichnet den Schriftsteller Schirach aus? Die Sprache ist schlank, unauffällig, fast spröde. Seine Texte, sagt der Schriftsteller selbst, seien «ohne literarischen Wert». Schirachs eigentliche Kunst ist die Konstruktion effektvoller Plots, das Crescendo des Thrills. Seine Figuren stehen ganz im Dienst der Handlung, ihre Charaktere sind genau abgezirkelt, jede Szene wirkt funktional. Wie auf Schienen rasen Schirachs Geschichten ihren Enden entgegen, und mit jeder Weichenstellung steigt die Spannung.

Ein Beispiel aus «Der Fall Collini»: Da beugt sich eine junge Frau nach dem Schwimmen zum Kuss über den jungen Anwalt - «ihre nassen Haare auf seiner Stirn». Schirach muss auf diese Beziehung keine weiteren Worte verwenden, für jede Leserin ist klar: Was immer da noch kommen mag, dieser Mann bleibt unsterblich verliebt. Gewisse Bilder wirken allerdings auch altbekannt, fast klischiert. Szenen wie jene, wenn der Star-Advokat die Doppeltür ins Freie aufstösst und ihm die Blitzlichter

Wie auf Schienen rasen Ferdinand von Schirachs Geschichten ihren Enden entgegen, mit jeder Weichenstellung steigt die Spannung.

der Fotografen entgegenflackern. Genau so kennt man das bereits aus mittelklassigen Hollywoodfilmen oder auch vom sonntäglichen «Tatort».

Zugleich streut Schirach Hinweise, dass es sich bei seinen Geschichten eben gerade nicht um gewöhnliche Krimis handle. Seine Texte sind durchsetzt mit Feststellungen wie: «Witze am Obduktionstisch waren etwas für Kriminalromane.» Oder: «Der Satz des Kriminalkommissars, dass eine Lösung zu einfach sei, ist eine Erfindung von Drehbuchautoren.» Hier, wird dem Leser klargemacht, geht es anders zu. Wahrhaftiger.

Dabei kultiviert Ferdinand von Schirach in seinen Erzählungen ein positives Bild der Justiz. Die Prozesse verlaufen vernünftig, die Verteidiger, Staatsanwälte und Richter arbeiten redlich und nach bestem Wissen und Gewissen. Ihre teils kalte, förmelnde Sprache ist kein Defizit, sondern bezeugt vielmehr ihre Kompetenz.

Zugleich sind Schirachs Juristen im Denken freigeistig und originell und im Privaten durchaus auch zu Emotionen fähig. Sie bilden ein emsiges Kollektiv, das oszilliert zwischen Zimmerpflanze und Filterkaffee und gemeinsam allmählich die Wahrheit entdeckt. Das deutsche Rechtswesen, es ist die eigentliche Hauptfigur in Schirachs Geschichten. Es tritt an die Stelle des genialen, einzelgängerischen Detektivs. Ferdinand von Schirach selbst empfindet Gefühle für gewisse Paragraphen. Von der deutschen Verfassung sagt er, er sei mit ihr «befreundet».

Freundlicher Blick auf die Justiz

In der angelsächsischen Presse wurde Schirach bereits mit Kafka und Kleist verglichen. Das ist zu viel des Lobes, inhaltlich wie formal. Und wer die Klassiker liest, «Der zerbrochene Krug» oder «Der Prozess», den beschleichen Zweifel, ob das Recht

Das anonyme Kollektiv der deutschen Justiz, es ist die wahre Hauptfigur in Schirachs Kriminalgeschichten. Es tritt an die Stelle des genialen Detektivs.

tatsächlich für Gerechtigkeit sorgen kann. Wer hingegen Schirach liest, der gewinnt Zutrauen in die Justiz und bekommt ein bewährtes Ordnungssystem vor Augen geführt. Wo sonst gibt es das in dieser ach so chaotischen Welt?

Von diesem Eindruck profitiert nicht zuletzt der Autor selbst. Ihn umgibt die Aura eines Mannes, der zu wissen scheint, wie die Fäden der Jurisprudenz die Welt im Inneren zusammenhalten, oder zusammenhalten könnten. Nicht nur das: Wegen seiner Beschäftigung mit psychologischen Abgründen gilt Schirach als Menschenkenner, in der Philosophiesendung des Schweizer Fernsehens war er schon mehrfach zu Gast. Der Erklärer Schirach wird mindestens so geschätzt wie der Erzähler Schirach.

Seine Anhängerschaft ist über die Jahre riesig geworden. An der Lesung in Freiburg wird viel gelacht - bis das Mikrofon ausfällt. In den hinteren Rängen schwillt darauf ein Murren an, man kann den Schriftsteller nicht mehr hören. Dieser gerät nun seinerseits aus dem Konzept, fummelt am Mikrofon herum, verlässt schliesslich seine Rolle als Schauspieler und beginnt, Anekdoten für die vorderen Reihen zu erzählen. Zuerst davon, wie er kürzlich in Dessau gelesen und ihn eine ZuhörerIn geraunzt habe, er solle die Ziga-

rette ausmachen. Gelächter, man scheint Schirachs Abneigung gegen Gesundheitsfanatiker zu teilen. Jedoch, das Mikrofon funktioniert immer noch nicht. Der Schriftsteller assoziiert frei weiter. Er erzählt nun, wie wichtig das Theater in Dessau während der NS-Zeit gewesen sei. Dass Adolf Hitler dort sogar seine eigene Toilette gehabt habe.

Jetzt ist Ferdinand von Schirach in seinem Monolog tatsächlich schon bei den Nazis angelangt. Es scheint, als würde der Abend eine groteske Wendung nehmen - und als würde die Panne allmählich auch auf die Laune des Schriftstellers drücken. Doch dann springt das Mikro wieder an. Schirach kann fortfahren in seiner Rolle des Schriftstellers, der alte Künstler preist und sich ernervt über die heutige Welt.

So ärgert er sich auch über Rucksäcke. Man erkenne den modernen Menschen daran, erklärt der Bühnen-Schirach, dass er einen Rucksack trage. «Mitten auf dem Kurfürstendamm trägt er seinen Rucksack, so, als wolle er zum Bergsteigen gehen. Dabei ist Berlin vollkommen flach.» Den modernen Menschen störe das aber nicht. Im Gegenteil habe er seinen Rucksack immer dabei, weil er praktisch und funktionell sei. «Das Praktische und das Funktionelle und das Natürliche», sagt der Schriftsteller, «führen direkt in die Hölle.»

Vielleicht ist es auch das, was so viele in die Lesungen des Ferdinand von Schirach lockt. Die Sehnsucht nach einer irgendwie ordentlicheren, irgendwie feineren Welt. Einer Welt, in der Rucksäcke die Hölle sind.

Ferdinand von Schirach mit seiner «Regen»-Tour in der Schweiz:

20.1., Zürich, Kongresshaus

22.1., Basel, Stadtcasino

26.1., Bern, Kursaal

ANZEIGE

**Geschenke,
die etwas
zu erzählen
haben.**

orellfussli.ch mein Buch **orell.
füssli**

Anthropologie Der Verhaltensforscher Carel van Schaik und der Kulturhistoriker Kai Michel wollen mit ihrem neuen Buch zur Aufklärung beitragen – mit Hilfe der Evolution

Der Mensch ist ein Prisma

Carel van Schaik & Kai Michel: Mensch sein. Von der Evolution für die Zukunft lernen.
Rowohlt 2023. 384 S., Fr. 33.-, E-Book 20.-.

Von Martina Läubli

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit – so lautet Immanuel Kants berühmte Definition (siehe auch S. 12). Doch Kant habe sich geirrt, schreiben Carel van Schaik und Kai Michel in ihrem Buch. Ihr Einwand: «Die Unmündigkeit war nicht selbstverschuldet.» Es sei eine «uralte Behauptung», der Mensch sei selbst schuld an seinem Unglück, doch sie sei falsch, sagen der Verhaltensforscher van Schaik und der Kulturhistoriker Michel. Sie zeichnen ein Menschenbild ohne Moralisierung – mithilfe der Evolution.

Die Idee von der Schuld des Menschen wurde durch Augustinus' Erfindung der Erbsünde verbreitet. Die Macht der Kirchen beruhte darauf, den Menschen einzureden, sie seien Sünder. Zwar wollte der Philosoph Kant im 18. Jahrhundert die Menschen mit den Mitteln der Vernunft aus der Unterdrückung durch die Religion befreien, doch auch er hielt ihre Abhängigkeit für selbstverschuldet. Die Idee, wir seien schuldige, selbstsüchtige Wesen, lebte im Kapitalismus in säkularer Form weiter. Auch heute obliegt dem Einzelnen die Verantwortung für seinen Lebenssinn, Erfolg und seine seelische Gesundheit.

Aber, fragen nun die beiden Autoren, könnte es nicht sein, dass es nicht nur am Einzelnen liege, wenn er ein Gefühl der Entfremdung oder Verzweiflung spüre? Dass etwas auf grundsätzlichere Weise nicht zusammenpasse? «Viele der Schwierigkeiten, die wir traditionell als persönliche wahrnehmen, liegen nicht in unserer individuellen Verantwortung», so van Schaik und Michel. «Sie sind unser evolutionäres Erbe.»

Carel van Schaik ist emeritierter Professor für Anthropologie an der Universität Zürich und hat viele Jahre zur Entstehung des menschlichen Verhaltens bei Primaten geforscht. Der Historiker und Literaturwissenschaftler Kai Michel publiziert als Wissenschaftsjournalist. Bereits in früheren Büchern hat das Autorenduo Anthropologie, Verhaltensforschung, Biologie, Archäologie und Religionsgeschichte auf inspirierende Weise zusammengebracht. Van Schaik und Michel analysierten die Bibel aus evolutionärer Perspektive als «Tagebuch der Menschheit» und zeichneten in «Die Wahrheit über Eva» die Unterdrückung der Frauen als historischen Prozess nach. Sie kamen zum Schluss, dass die Ungleichheit der Geschlechter nicht mit der menschlichen Natur zu erklären ist, sondern mit der neolithischen Revolution der Sesshaftigkeit. «Die Biologie hat uns auf weitaus harmonischere Machtverhältnisse vorbereitet.»

Jenseits von Gut und Böse

Für den Primatenforscher van Schaik und den Kulturhistoriker Michel sind Kultur und Natur kein Gegensatz. Vielmehr sei die Menschheitsgeschichte schon immer ein raffiniertes Zusammenspiel von biologischer und kultureller Evolution gewesen. Aus dieser Perspektive betrachten sie nun die anthropologische Grundfrage: Was ist der Mensch?

Die Frage nach dem Wesen des Menschen wurde bisher vor allem entlang der Kategorien Gut und Böse diskutiert. Ob man den Menschen wie die katholische Kirche für sündig oder wie Thomas Hobbes für gewalttätig hielt oder im Gegenteil für ursprünglich gut wie Jean-Jacques Rousseau: Stets waren es moralische Kategorien, welche die Menschen definierten. Dass sich van Schaik und Michel davon abwenden, ist erfrischend. Es geht ihnen um eine «Archäologie unserer selbst», doch das Ziel bleibt dasselbe

wie bei Kant: «Es braucht die evolutionäre Perspektive, um die Aufklärung zu vollenden.»

Das ist ein vollmundiges Versprechen. Einlösen wollen es die Autoren mit einem umfassenden Blick auf die menschliche Vergangenheit: nämlich auf die letzten 300 000 Jahre, seit es den Homo sapiens gibt. Jener «gewaltige evolutionäre Zeitraum, der nicht nur unsere Körper, sondern auch unsere Psychologie formte», sei bei der Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst bisher unbeachtet geblieben. Aber ein Bild unserer Vergangenheit, das nur auf den Schriftquellen der letzten 5000 Jahre beruhe, sei falsch. Denn der viel grössere Teil der Menschheitsgeschichte ist nicht schriftlich festgehalten.

Für diese enorme Zeitspanne berufen sich die Autoren auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse aus Anthropologie, Biologie, Archäologie und Ethnologie. Dabei verbinden sie die Probleme der Gegenwart in grossen Linien mit unserer Vergangenheit als Jäger und Sammler. Und tatsächlich bringt der evolutionäre Blick auf die menschliche Psychologie Einsichten und schlüssige Erklärungen – etwa für unsere Neigung zum Schwarz-Weiss-Denken und die Tendenz, andere abzuwerten. Oder für das Suchtpotenzial von Social Media und warum wir kulturelle Differenzen gerne absolut setzen. Aber auch für unseren Sinn für Fairness. Man erfährt, warum Depression zu einer so verbreiteten Krankheit werden konnte und dass Gewalt gegen Kinder im Prozess der Zivilisation nicht ab-, sondern zugenommen hat.

Die Autoren zeigen, woher der Drang kommt, materiellen Besitz anzuhäufen – was der früheren nomadischen Lebensweise widerspricht. Und warum unsere religiöse Ader trotz der Erosion der Kirchen und der Religion nicht einfach verschwindet.



Im Gegensatz zu den Dinosauriern ist der Homo sapiens noch nicht ausgestorben. Ein Mitarbeiter bemalt das lebensgrosse Modell eines Quetzalcoatlus northropi in einem Studio in Minnesota.



ROBERT CLARK

«Wir sind prismatische Persönlichkeiten», schreiben van Schaik und Michel. In uns steckten «disparate Dimensionen, verschiedene Sphären des Menschseins», die in unterschiedlichen Zeiten geprägt wurden. Die von Ernst Bloch formulierte «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» prägte uns ebenso wie unsere Umwelt. Auf dieser Basis formulieren die Autoren ein anthropologisches Modell, das Dualismus und Moralismus zu vermeiden versucht: die drei Naturen.

Intuition, Gefühl, Vernunft

Die erste Natur umfasst demgemäss Eigenschaften, die eine genetische Grundlage haben, was aber nicht bedeutet, dass sie fix vorgegeben sind: Intuitionen, spontane Gefühle wie Angst oder Ekel, Empathie, Sinn für Fairness und ein ausgeprägtes Gruppendenken. «Nichts davon determiniert ein starres Verhalten», Handlungsspielraum gebe es immer. Zur zweiten Natur rechnen die Autoren sozial erworbene, erlernte Fähigkeiten und Überzeugungen, Technologien, Bräuche, Normen,

Werte, Konventionen und Stereotype. Hierzu gehören auch Geschlechterrollen.

Als dritte Natur bezeichnen sie die Vernunftnatur der Menschen, also unsere rationale Fähigkeit, Probleme unabhängig von Reaktionsmustern anzugehen und über Dinge nachzudenken. Zentrale Instrumente der dritten Natur sind Logik und Argumente. Allerdings gerät die Vernunftnatur immer wieder in Konflikt mit der ersten und zweiten Natur. Vernünftige Entscheidungen - etwa, nicht zu rauchen - laufen angeborenen Neigungen manchmal zuwider und müssen bewusst getroffen werden.

Während der längsten Zeit der Geschichte halfen den Menschen ihre prismatischen Eigenschaften, sich an immer wieder neue Situationen anzupassen. Doch mit der Sesshaftigkeit und dem modernen Lebensstil in komplexen Gesellschaften klafften die innere Ausstattung und die Umweltbedingungen auseinander. «Menschen passen nicht mehr recht in ihre Welt» - eine Welt, die sie selbst geformt haben. Daher komme das

Unbehagen der Moderne. Dennoch sehen die Autoren Grund zur Hoffnung: «Menschliches Verhalten folgt Logiken, ist aber nicht festgelegt.» Lernfähigkeit ist ein entscheidendes Merkmal unserer Spezies.

Mit ihrem anschaulich und packend geschriebenen Buch halten Carel van Schaik und Kai Michel das Versprechen, einen Beitrag zur Aufklärung zu leisten, wenn auch ihre Religionskritik auf das Christentum reduziert bleibt. Aufklärung bedeutet, sich etwas bewusst zu machen, um etwas verändern zu können. Der über gewohnte Deutungsmuster hinausreichende evolutionäre Blick bringt die Leserin dazu, neu über sich selbst nachzudenken und sich ein anderes Bild auszumalen: Statt sich über den Bildschirm des Smartphones zu beugen, würde man mit Menschen verschiedenen Alters und unterschiedlicher Herkunft um ein Lagerfeuer sitzen, Geschichten erzählen und sich daran erinnern: Wir hassen Ungleichheit und Despoten. Dass uns Gleichberechtigung und Demokratie einleuchten, ist Teil unseres Menschseins. ●





Links: Christian Mehr (sitzend) in der Schwarztorstrasse, Bern, 1981. Rechts: eine Geburt hinter Gittern: Die Mutter Mariella Mehr mit Christian im Gefängnis Hindelbank, 1966/1967.

Geschichte In seinem Buch «Landstrassenkind» zeichnet Michael Herzig ein menschenverachtendes Kapitel der Schweizer Politik nach. Mit Christian Mehr kommt auch ein Betroffener zu Wort

Diagnose: «Vagantentum»

Michael Herzig: Landstrassenkind.

Limmat 2023. 157 Seiten,
Fr. 34.-, E-Book 28.-

Willi Wottreng: Jenische, Sinti, Roma.
Münster 2023. 160 Seiten, um Fr. 29.-.

Von Anna Kardos

«Alle glücklichen Familien sind gleich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise», schrieb Lew Tolstoi 1877. Doch für einmal irrte er. Vielleicht weil er die Schweiz nicht kannte. Hierzulande glied sich zwischen 1926 und 1972 das Unglück Hunderter Familien. Kinder wurden der elterlichen Obhut entzogen, Mütter und Väter entmündigt, Geschwister auseinandergerissen - und in Kinderheime oder Pflegefamilien gesteckt.

All das geschah im Rahmen des von der Pro Juventute initiierten «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse». Doch die vermeintliche Hilfe war ein Programm zur Zwangsassimilierung von sogenannten «Vagantenfamilien». Zu diesen zählte, «wer jenisch sprach, auch wenn die Familie einen festen Wohnsitz hatte und nicht im Wohnwagen durchs Land zog», wie Michael Herzig in seinem neuen Buch «Landstrassenkind» schreibt.

Darin verwebt der Historiker drei Erzählebenen. Erstens wird die Geschichte des «Hilfswerks» nachgezeichnet und kritisch hinterfragt, wobei Herzig ab und zu die erzählerische Distanz verliert. Zweitens werden die Ereignisse querschnittartig am internationalen Zeitgeschehen gespiegelt: «1968, im von der Uno ausgerufenen Jahr der Menschenrechte, wird Christian verbrüht. (...) In der Tschechoslowakei wird der Prager Frühling niedergeschlagen.» Und nicht zuletzt kommt eine Person zu Wort, die von den Zwangsmassnahmen betroffen war. Dass es Christian Mehr ist, ist schon rein sprachlich ein



Glücksfall. Seine Erzählungen sind von einer Sprachgewalt, die ihresgleichen sucht: «Um mich unter die Erde zu bringen, braucht es zwei Gräber. Eines für meine Klappe, ein anderes für den Rest.» Mit diesen Sätzen beginnt das Buch.

Dass fast zeitgleich mit Herzigs Buch ein Autorenkollektiv um Willi Wottreng mit «Jenische, Sinti, Roma» ein wunderschön fotografiertes Schulbuch publiziert hat, worin Sinti, Roma und Jenische verschiedener Generationen und mit unterschiedlichem Hintergrund von sich selber erzählen, markiert wohl eine Zeitwende. Nachdem jahrzehntelang die Deutungs-hoheit über das Leben von Jenischen und Sinti in der Hand anderer lag, gilt jetzt: «Nichts über uns ohne uns».

Schwanger ins Gefängnis

Damals, als Christian Mehr zur Welt kam, war das anders. Sein Leben beginnt 1966 im Gefängnis Hindelbank. Der Grund, weshalb seine Mutter, die spätere Schriftstellerin Mariella Mehr, einsitzt, ist eine uneheliche Schwangerschaft - und dass sie eine Jenische ist. Als sechs Monate alter Säugling wird Christian ihrer Obhut entzogen - so erging es auch schon ihr selbst 1947 und ihrer Mutter 1927. Er wird einer Pflegefamilie übergeben, im Gegenzug darf seine Mutter das Gefängnis verlassen. Mit zwei Jahren stürzt Christian bei der Pflegemutter in einen Bottich siedend heissen Wassers. Die Folgen sind schwerste Verbrennungen, die über sechzig Hauttransplantationen nach sich ziehen werden. Chronische Schmerzen begleiten den 57-Jährigen bis heute.

Damals wird der Junge der Pflegefamilie aber nicht entzogen. Auch nicht auf wiederholtes, drängendes Bitten seiner Mutter Mariella. Denn sie ist nicht mündig, und ihre Vormundin sieht die Sache anders. Aus heutiger Perspektive gesehen widerspricht das damalige System der Pro

Juventute jeglicher Vernunft und Menschlichkeit. Doch 1926, bei deren Gründung, war das anders. Damals waren Mediziner, Vormundschaftsbehörden wie auch der Staat bemüht, das als «minderwertig» bewertete und als «asozial» bezeichnete Erbgut von Jenischen zu unterbinden. In den Akten der Klinik Waldhaus in Chur liegen 42 Stammbäume von jenischen Familien, darunter auch der der Familie Mehr. Für sie gilt die Krankheitsbezeichnung «Vagant».

Das «Vagantentum» wird als Folge des «Erbguts» sowie der «Umweltprägung» gesehen. Deshalb greift die Pro Juventute auch in Sachen «Erbgut» ein: Erwachsenen Jenischen wird die Eheschliessung verboten, Frauen werden zwangssterilisiert, Männer in einzelnen Fällen auch kastriert. Christian Mehr bleibt dies erspart. Doch auch seine Kindheit liest sich wie die wechselnden Stationen eines Alptraums: Sie beginnt mit einem halben Jahr Gefängnis, es folgen vier Jahre bei einer Pflegefamilie, dazwischen neun Monate Spital, anschliessend zwei Jahre Kinderheim, zwei Jahre bei der Mutter, einige Monate in der Psychiatrie und nochmals sieben Jahre Kinderheim. «Bei uns hat das Spalten bestens funktioniert», schreibt Mehr. So eine Kindheit wird man nie mehr los.

Zeugnis eines Überlebens

Er wird heroinabhängig. Schafft es, von der Droge loszukommen. Wird anschliessend alkoholabhängig. Es gelingt ihm, auch davon wegzukommen. Durch die Verbrennungen bleibt er körperlich versehrt. Heute lebt Mehr von einer IV-Rente. Dennoch: In ihm ist eine unbändige Lebenskraft. Sie wird in jeder einzelnen Passage deutlich, in der er erzählt. Und damit wird Michael Herzigs Buch nicht nur zum Zeugnis eines menschenverachtenden Kapitels der Schweizer Geschichte. Sondern zum Zeugnis von Christian Mehrs Überleben. ●

Wirtschaft Heute gibt es mehr Lego-Figuren als Menschen auf der Erde. Der dänische Autor Jens Andersen zeichnet in einem anekdotenreichen Buch den Aufstieg des Spielzeugherstellers nach

Wie Lego spielend die Welt eroberte

Jens Andersen: Die Lego-Story.
Übersetzt von Ulrich Sonnenberg. DVA
2023. 480 S., um Fr. 47.-, E-Book 41.-.

Von Maximilian von Klenze

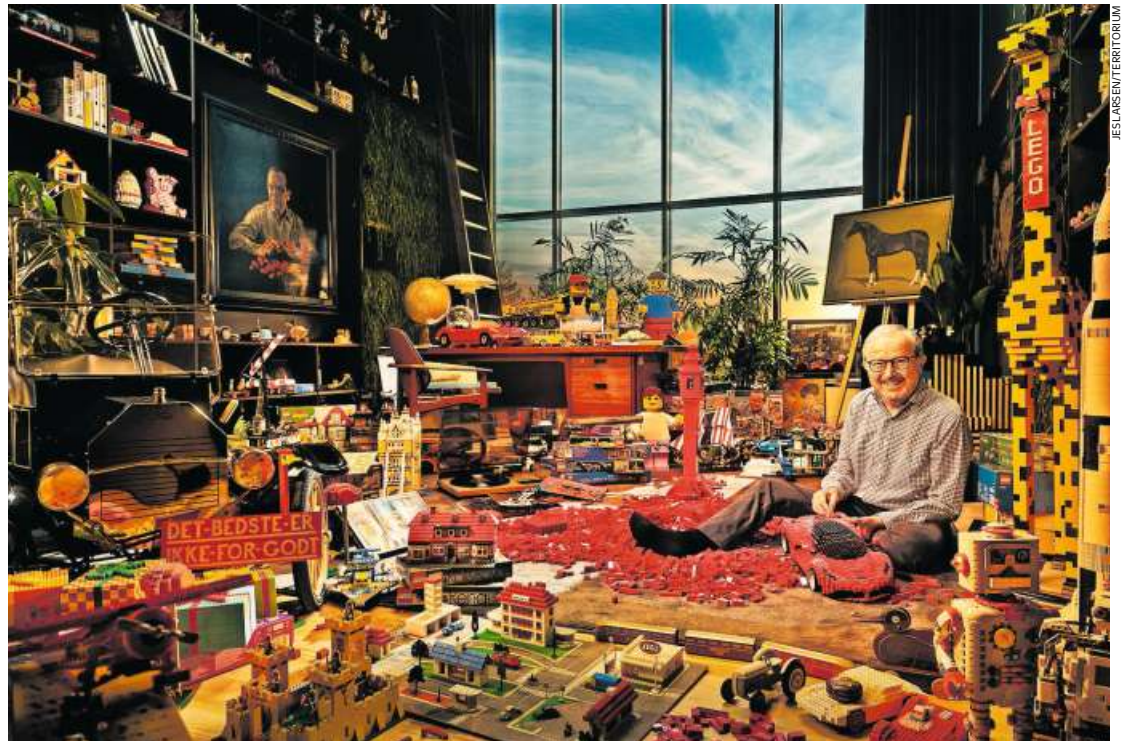
Als Biograf Astrid Lindgrens hat der dänische Autor Jens Andersen bereits eine prägende Figur der skandinavischen Kinderkultur porträtiert. Nun erzählt er in seinem Buch «Die Lego-Story» auch die Geschichte hinter dem Aufstieg der Firma Lego von einer kleinen Schreinerei in der dänischen Provinz zu einem Giganten der globalen Spiele-Industrie. Lego ist heute das meistverkaufte Spielzeug der Welt, die bunten Bauklötze sind nicht mehr wegzudenken aus Kinderzimmern in den unterschiedlichsten Kulturkreisen und Altersgruppen. Für seine Recherche erhielt Andersen als erster Zugang zum lange verschlossenen Archiv der Gründerfamilie Kristiansen. Sein Buch verwebt eine bewegte Familien- und Firmengeschichte mit zeitgeschichtlichen Beobachtungen, es gibt Einblick in den Markt für Spielzeug und bezeugt, wie sich das kindliche Spiel im Laufe der Jahrzehnte verändert hat.

Legos Geschichte beginnt mit dem Schreiner Ole Kirk Kristiansen, der in der Wirtschaftskrise von 1932 Schwierigkeiten hat, an Holz für neue Möbel zu kommen. Um seinen Kindern eine Freude zu machen, schnitzt Ole Kirk aus Holzresten kleine Züge, Autos und Pferde. Dabei kommt ihm der Gedanke, das Spielzeug auch zu verkaufen – mit Erfolg: Die Nachfrage ist so gross, dass er einige Jahre später beschliesst, in eine völlig neue Technologie zu investieren: eine Spritzgiessmaschine für Plastik.

Viele farbige Klötze

Diesmal sind seine Kinder weniger begeistert. Sohn Godtfred, mittlerweile aufgestiegen zum Geschäftspartner, will, dass der Vater aufhört mit dem «Plastikquatsch». Niemals würden Kinder etwas anderes akzeptieren als Holzspielzeug. Doch als Ole Kirk – inspiriert von einem britischen Spielzeugunternehmer – auf die Idee mit den ineinander klemmbaren Bausteinen kommt, erkennt auch Godtfred das Potenzial: Bereits aus einem einfachen Satz Lego-Steine lässt sich eine unendliche Vielfalt an Gebäuden, Landschaften und Szenen erschaffen. Die Idee des offenen Spielens ohne Anleitung entspricht dem neuen skandinavischen Bildungsideal: Kinder sollen frei experimentieren und selbständig entscheiden.

Rasch beschliessen die Lego-Chefs nach dem Krieg, die Produktion auf die Steine auszurichten und diese auch nach Deutschland zu exportieren, ins «Heimland des Spielzeugs», das den europä-



Kjeld Kirk Kristiansen, Enkel von Ole Kirk und von 1979 bis 2004 CEO von Lego, zeigt Erinnerungsstücke seiner Familie.

schen Markt dominiert. Ein mutiger Plan: «Den Deutschen Spielzeug zu verkaufen, so heisst es, wäre ungefähr so, als versuche man, in der Sahara Sand zu verkaufen.»

Doch das Wagnis gelingt, die Deutschen lieben Lego. Jens Andersen schreibt, die Bausteine hätten im Nachkriegs-Deutschland auch eine gesellschaftliche Sehnsucht nach Wiederaufbau befriedigt. Während sich das Land draussen «von einem Trümmerhaufen in eine Industrienation» verwandelt und überall Strassen, Häuser, Fabriken aus dem Boden spriessen, spielen Vater, Mutter, Kind drinnen das Wirtschaftswunder auf dem Teppich nach.

Der Durchbruch zum globalen Spiele-Imperium gelingt Lego schliesslich mit der Erfindung der Spielfigur im Jahr 1978. Die Figur bringt Leben in die harte, viereckige Lego-Welt und erreicht schnell Kultstatus. Im Laufe der achtziger Jahre vervierfacht sich Legos Umsatz. Heute gibt es mehr Lego-Figuren als Menschen auf der Welt.

Partnerschaft mit Star Wars

Andersens Buch wendet sich aber nicht nur den rosigen Zeiten zu, er schreibt auch über Legos Krise in den neunziger Jahren, als die Regale der Spielwarenhändler nur so überquellten mit Lego-Spielzeug und die Potenziale für weiteres Wachstum ausgeschöpft scheinen. Videospiele drohen dem Plastikspielzeug den Rang abzulaufen, die Lego-Figuren ringen plötzlich mit Joysticks und Nintendo-Controllern um die kostbare Zeit in den Kinderhänden. Aus Angst, in der Retro-Abteilung zu enden,

geht Lego Partnerschaften mit Filmen wie «Star Wars» oder «Harry Potter» ein und verkauft immer mehr fertige Sets mit Bauanleitung. Eine Debatte entbrennt, ob die Geschichte von Lego für einen «Sündenfall der Kreativität» stehe. Während das freie, anarchische Spiel mit den Bauklötzen aus Kindern noch Designer und Ingenieure gemacht habe, züchte man mit den durchnummerierten Modell-Sets eine Generation von Fließbandarbeitern heran.

Andersens «Lego-Story» überzeugt immer dann, wenn er Bezüge herstellt zwischen der Geschichte von Lego und der gesellschaftlichen Modernisierung. Das Buch steckt zudem voller unterhaltsamer Anekdoten zu Legos vielen Werbe-Coups. Nach dem Fall der Berliner Mauer beispielsweise reagierten die Mitarbeiter des Londoner Büros blitzschnell: Für eine Zeitungsanzeige kauften sie spontan die Lego-Regale umliegender Spielwarengeschäfte leer und bauten die jubelnden Menschenmassen auf der Mauer vor dem Brandenburger Tor nach. Ein Riesenerfolg.

Insgesamt aber ist Andersens Buch etwas lang geraten. Im letzten Abschnitt entsteht phasenweise der Eindruck, es handle sich um eine PR-Broschüre. Es dürfte dann doch eher eingefleischte Fans interessieren, welche Pferderassen Lego-Erben in ihrer Freizeit züchten oder auf welchem Stockwerk der Firmenzentrale sich die Urenkel der Familie auf ihre Arbeit im Verwaltungsrat vorbereiten. Wer will, kann aber auch einfach bis Seite 400 lesen und dann mit dem Spielchen anfangen. ●



Geschichte Ein Autorenteam erzählt von Entdeckung, Anbau und Handel des Kaffees

Genuss und Tod, Armut und Reichtum

Toni Keppeler, Laura Nadolski, Cecibel Romero: Kaffee. Eine Geschichte von Genuss und Gewalt. Rotpunkt 2023. 272 S., um Fr. 34.-, E-Book 26.-.

Von Lea Haller

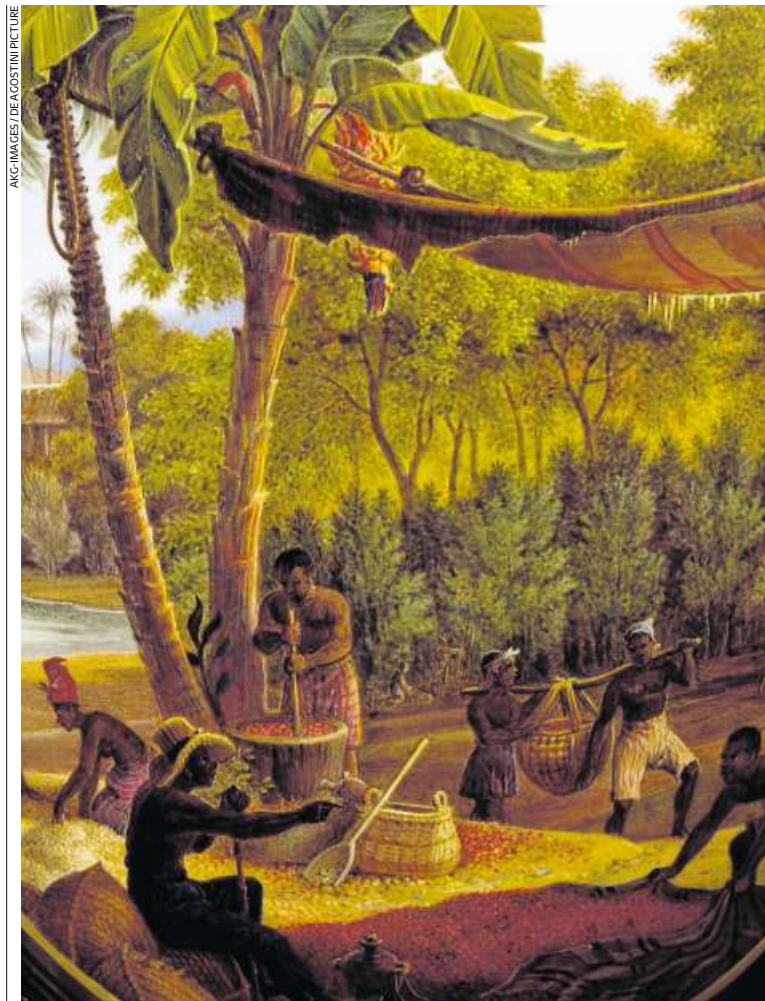
In den Schlachten des Zweiten Weltkriegs standen sich deutsche und alliierte Soldaten gegenüber, und alle waren mit Nescafé aufgeputzt. Der lösliche Kaffee, mit dem die Schweizer Firma Nestlé damals riesige Geschäfte machte, hatte zwar, wie das Autorenteam klar macht, mit frisch geröstetem, gemahlenem und aufgebühtem Kaffee nichts gemein. Aber er war heiss, im Handumdrehen zubereitet, und er enthielt Koffein.

Dieser süchtig machende Stoff – ein Alkaloid und somit dem Kokain und Nikotin verwandt – entfaltete seine Wirkung nicht nur im menschlichen Körper. Die Kaffeepflanze wanderte durch die Welt und veränderte Arbeits- und Eigentumsverhältnisse, Handelswege und Märkte, Konsumkultur und Ökosysteme. Toni Keppeler, Laura Nadolski und Cecibel Romero, ein Journalisten-Trio mit Büros in Tübingen und San Salvador, erzählen diese globale Geschichte nüchtern, aber mit einer klaren ethischen Botschaft.

Nach der Lektüre drängt sich beim Kaffeetrinken unweigerlich die Frage auf, woher das, was man hier zu sich nimmt, denn eigentlich stamme, unter welchen Bedingungen die Kaffeekirschen angebaut und geerntet wurden und wie ihr getrockneter Kern, die Bohnen, nach Europa gelangten.

Wer nicht gerade eine eigene Plantage anlegen will, mag die ersten Kapitel etwas gar didaktisch finden: Man erfährt hier alles über den Kaffeestrauch, der idealerweise unter schattenspendenden grösseren Bäumen wächst, den Anbau und die Verarbeitung. Mit diesem Grundwissen geht es in den historischen Teil. Irgendwann zwischen dem sechsten und dem neunten Jahrhundert soll im Hochland von Äthiopien ein Ziegenhirte seine Herde wild auf einer Waldlichtung herumhüpfend vorgefunden haben, nachdem sie kleine rote Kirschen von einem Strauch gefressen hatte. So jedenfalls lautet die Legende. Der Hirte brachte die Kirschen in ein Kloster, wo sie die Mönche als Teufelszeug ins Feuer warfen und anschliessend in einem Gefäss mit Wasser bedeckten, auf dass der böse Geist nicht entweiche. Zwei junge Mönche kosteten heimlich vom Sud – der Kaffee war entdeckt.

Wissenschaftlich belegt ist: Ziegen haben, im Gegensatz zum Menschen, ein Enzym, mit dessen Hilfe sie grüne Kaffeebohnen verdauen können, womit das Koffein freigesetzt wird. Belegt ist auch, dass im damaligen Königreich Kaffa im Südwesten Äthiopiens wilder Kaffee wuchs. Als man die Bohne zu konsumieren begann, breitete sich der Anbau aus, zuerst nach Jemen, dann in die europäischen Kolonien in Asien, schliesslich in die Karibik und nach Südamerika. Während sich in Europa das Kaffeehaus als Debattierstätte etablierte, wurden in der Karibik Sklaven auf Kaffeeplantagen ausgepeitscht. Und als das Koffein im Norden die Industrialisierung vorantrieb, wurden in Zentralamerika Indigene ent-



Sklaven bei der Ernte auf einer Kaffeeplantage, 1827 auf Porzellan gemalt.

Geschichte Roman Köster untersucht menschlicher Hinterlassenschaften und räumt mit Stereotypen auf

Ohne Abfall kein Wohlstand

Roman Köster: Müll. Eine schmutzige Geschichte der Menschheit. C. H. Beck 2023. 422 S., um Fr. 40.-, E-Book 22.-.

Von Valeria Heintges

1938, Santa Monica, Kalifornien, USA. Die beiden Autoren Thomas Mann und Aldous Huxley laufen am Meer entlang und plaudern über Shakespeare. Da entdecken sie kleine, weissliche Dinger, die den ganzen Strand bedecken. Sie halten sie für tote Raupen – bis sie merken: Es sind Millionen Kondome. Herangespült aus einem grossem Rohr, das tausend Kilometer entfernt Los Angeles' Abwässer ins Meer leitet. Mit diesem frühesten Augenzeugenbericht von der Verschmutzung der Meere mit Plastik beginnt der Historiker Roman Köster den Epilog seines Buches «Müll. Eine schmutzige Geschichte der Menschheit». Darin folgt er den Hinterlassenschaften der Menschen, von der Frühgeschichte bis in die Jetztzeit, in der die Mengen des Ab-



falls immer grösser werden und seine Wege über den Globus immer undurchdringlicher.

Historisch gesehen war Abfall die längste Zeit organischer Natur, bestand zum Grossteil aus Fäkalien und liess sich als Dünger wiederverwenden. Aus dem Haus geworfener Unrat liess Pflanzen nahe am Haus besonders gut wachsen, was zur Entstehung der Gärten und Beete geführt haben könnte. Abfall vor der Tür zog aber auch Tiere an, förderte so etwa die Domestikation von Hunden und liess nicht nur Schweine als Müllabfuhr gute Dienste leisten. Aber auch Ratten kamen und machten grössere Städte zum Hort von Krankheiten, zum Herd von Pandemien, von Pest und Cholera.

Doch die Menschen organisierten sich, schon die altägyptische Stadt Herakleopolis verfügte über ein Abfallsammelsystem, und in Athen gab es bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. eine Strassenreinigung und eine Mülldeponie. Mittelalterliche Städte galten als dreckig – eine über-

zogene Vorstellung, doch mussten sie sich mit Mauern gegen Angriffe wehren und so den Platz begrenzen, den sie zur Verfügung hatten, auch für Abfallhalden.

Ab den 1950er Jahren des 20. Jahrhunderts trat die Menschheit «global in ein neues Müllzeitalter», wie Köster schreibt. Wie umfassend der Blick des Forschers ist, zeigt sich bei der Lektüre schnell. Er wechselt in seinem flüssig geschriebenen, detailreichen Text in einem Absatz von Europa zu Asien, zu Afrika und Amerika, «der modernen Müll- und Wegwerfnation schlechthin».

Und immer wieder räumt Köster, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, mit Stereotypen auf. Etwa dem, dass Recycling immer gut sei. Oft entstehen dabei giftige Stoffe, die die Umwelt nur neu belasten, und vieles, was auf Transporten als «Recycling» deklariert wird, ist in Wirklichkeit getarnter Giftmüll.

Auch die Vorstellung, wir würden heutzutage weniger reparieren, bringt Köster



eignet, damit eine Elite auf dem Land «cash crops» anbauen konnte.

Der Kaffee brachte Genuss und Tod, Armut und Reichtum. Er ernährt bis heute unzählige Familien, und er machte aus Spekulanten Millionäre. Der Kaffee-einkäufer Hermann Sielcken etwa: Er brachte die Regierung von São Paulo, dem bevölkerungsreichsten Bundesstaat Brasiliens, 1906 dazu, grosse Mengen von Kaffee leicht über dem damals äusserst tiefen Weltmarktpreis aufzukaufen und so die hungernden Bauern zu unterstützen. Händler und Bankiers gaben die nötigen Kredite gegen Zins; der Kaffee diente ihnen als Sicherheit. Als der Weltmarktpreis wieder gestiegen war und die Lagerbestände mit Gewinn verkauft wurden, strichen sie hohe Summen ein, ohne ein namhaftes Risiko eingegangen zu sein. Diese erste «Valorisation» gibt eine Ahnung davon, welche umwälzende Kraft ein Produkt entfalten kann, das von einer lokalen Spezialität zum globalen Massengut wird. ●

mit starken Argumenten ins Wanken. Vielmehr sei es so, dass vieles sehr aufwendig gewartet werde, aber nur noch von Spezialisten, nicht mehr auf der heimischen Werkbank repariert werden könne. Die Frage, ob Verbrennen «als platzsparende Variante» oder Deponieren die bessere Methode sei, lässt Köster offen, nennt aber die Schweiz mit einer Verbrennungsquote von «rekordverdächtigen 80 Prozent» den «Pionier der Müllverbrennung». Doch seien die Anlagen teuer und hinge ihre Qualität stark von den Filtern ab, die der Schwachpunkt des Systems seien.

Roman Kösters wichtigstes Anliegen ist sein Befund, dass Abfall nichts sei, was sich Menschen leisten, sondern Nebenfolge ihres Wohlstands. Verpackungen seien die Folge hoher Hygienestandards und des Anspruchs an Supermärkte, alle Waren immer vorrätig zu halten. Es würde die Abfallmenge nur um einen Fünftel reduzieren, wenn Privatpersonen konsequent versuchten, Abfall zu vermeiden. ●

Gesellschaft Die Schriftstellerin Eva Menasse übt Grundsatzkritik an den sozialen Netzwerken. «Alles und nichts sagen» ist ein pointierter und scharfsinniger Essay

Ein Wutdünger namens Internet

Eva Menasse: Alles und nichts sagen. Vom Zustand der Debatte in der Digitalmoderne. Kiepenheuer & Witsch 2023. 192 S., um Fr. 29.-, E-Book 19.-.

Von Thomas Studer

Das Internet hat die Menschen verbunden und so ein Netz geschaffen, das sie seither gefangen hält. Es züchtet Hass, vertieft bestehende Gräben und hebt neue aus. So jedenfalls Eva Menasse im Essay «Alles und nichts sagen». Die österreichische Autorin und frühere Kolumnistin von «Bücher am Sonntag» warnt darin vor den Spätfolgen der Digitalisierung. Und platziert in der Mitte des Essays eine überraschende Schlüsselthese.

«Alles und nichts sagen» ist als Weckruf konzipiert. Der Essay geht vom Befund aus, dass das Internet uns alle durchdringt, es kein Ausserhalb gibt. Weshalb wir kaum wissen können, wie übel es uns da drin tatsächlich ergeht. Somit ist nur konsequent, dass gerade die Romanautorin Menasse, die soziale Netzwerke eisern boykottiert, diese nun kritisch prüft.

Weshalb wir online toben, wie wir es in der physischen Welt kaum je täten, zeigt Menasse überzeugend. Digitale Kommunikation – ein «giftiges Hybrid» aus mündlich und schriftlich – kombiniert die affek-



Soziale Netzwerke begünstigten Affekte, insbesondere die Empörung. Und Empörung lanciere «Hypermoralisten», schreibt Eva Menasse.

tive Schnelligkeit eines lebhaften Gesprächs mit der Dauerhaftigkeit des geschriebenen Worts. Verschärft wird diese Giftigkeit in den sozialen Netzwerken, denn deren User sind nicht nur körperlos, sondern oft auch anonym. Weiter wird die Eitelkeit der User durch soziale Netzwerke bestätigt – und zugleich gekränkt. Bestätigt durch die Möglichkeiten zur digitalen Selbstinszenierung, gekränkt durch die schiere Masse der Online-Profile.

Hier setzt Menasses Schlüsselthese an. Sie lautet: «Parallel zum Siegeszug der sozialen Medien verlief der Aufstieg der sogenannten Identitätspolitik.» Die technischen Bedingungen der sozialen Netzwerke begünstigen Affekte, insbesondere die Empörung. Empörung wiederum bedeutet Kontroverse, Klicks. Und Empörung lanciert «Hypermoralisten».

Die Hypermoralisten sind jene, die derzeit «woke» genannt werden. Also jene Tribalisten, die schrilles Opfergebaren und eine weitgehend fiktive Authentizität vergöttern, statt aufs besonnene Argument zu hören; vermeintliche Linke, die sich in Diskussionen um korrekten Sprachgebrauch verbeissen – in einem Eifer, als handle es sich nicht bloss um Identitäts-, sprich Symbolpolitik.

Diese Argumente zur Wokeness sind nicht neu. Menasse fährt hier im Windschatten ihrer Freundin Susan Neiman, deren Streitschrift «Links ist nicht woke» erst kürzlich erschienen ist. Wohl aber gebührt «Alles und nichts sagen» das Verdienst, den Zusammenhang zwischen digitaler Kommunikation und woker Verrenkung herausgearbeitet zu haben.

Menasse schreibt gewohnt schmissig und pointiert, wird allerdings still, sobald es um konkrete Lösungen für die von ihr benannten Probleme geht. Zwar stimmt der Essay eine Ode an die Langsamkeit an und scheint zunächst den Brief als Antidot installieren zu wollen: «Briefschreiber könnten die Dissidenten der Digitalmoderne sein.» Doch der Gedanke wird rasch verworfen. Sobald die Empfängerin die analoge Mitteilung abfotografiert, sei deren «Zauber» ja gebrochen.

Aus solchen Stellen spricht ein Kulturpessimismus, der «Alles und nichts sagen» immer wieder beschwert. So finden sich Stammtischsätze wie der folgende: «Wer sich jahrelang mit Netflix, Amazon, dem Pizzaboten und Facebook-Freundschaften versorgt, verlernt das echte, so schwierige Geben und Nehmen in menschlichen Beziehungen.» Erst zehn Seiten vor Schluss gesteht eine Fussnote dem Internet «auch gute, hilfreiche Seiten» zu. Dennoch ist «Alles und nichts sagen» ein scharfsinniger Essay. Er schilt das Internet hart, in einer selten gehörten Grundsätzlichkeit. Und schaut dabei da hin, wo es schmerzt. Die Mittel zur Linderung bietet er leider nicht. Aber der Weckruf ist erklungen. ●



BASSO CANNARA/OPALE PHOTO / KEYSTONE

Biografie Der Historiker Urs Hafner schildert das abenteuerliche Leben des Zürcher Patriziersohns und Sozialisten Karl Bürkli, der den Konsumverein und die Zürcher Kantonalbank gegründet hat

«Luxus für alle» à la suisse

Urs Hafner: Karl Bürkli. Der Sozialist vom Paradeplatz, Echtzeit 2023. 216 S., Fr. 44.-.

Von Gina Bucher

Manche Aussagen des Zürcher Frühsozialisten Karl Bürkli sind seit dem 19. Jahrhundert erstaunlich aktuell geblieben. Was heute nach dem Tweet eines linkssozialistischen Soli-Blocks von «Fridays for Future» klingen mag, diagnostizierte vor über hundert Jahren schon Bürkli: «Der Kapitalismus als Privatraubwirtschaft hat die Natur verwüstet, die Wälder verheert, den Boden ausgesaugt und das Klima verschlechtert: Dürre und Überschwemmungen, grosse Hitze und starker Frost, dazu die schrecklichen Stürme und Hochgewitter. Und das alles nur um des Profits willen, um Privatvermögen anzuheben.»

Das Leben des wohlhabend geborenen Zürchers liest sich stellenweise abenteuerlich: Ein Patriziersohn zieht in die Welt hinaus, lernt in Paris den Sozialismus kennen, gründet in Texas eine Kommune und kämpft in Nicaragua als Guerillero. Karl Bürkli brachte im 19. Jahrhundert die direkte Demokratie in die Schweiz und gründete den Konsumverein, eine Vor-

gängerinstitution des Coop, sowie später die Zürcher Kantonalbank. Er wurde nicht wie die anderen Söhne vermöglicher Familien Kaufmann oder Akademiker, sondern lernte das Handwerk des Gerbers in einem der väterlichen Betriebe. Auf der Walz besuchte Bürkli in Lausanne Versammlungen des Arbeitervereins und lernte in Paris die utopischen Theorien von Charles Fourier kennen.

Bürkli versuchte später pragmatisch-schweizerisch umzusetzen, wovon er in Paris gelesen hatte - der Sozialist Charles Fourier träumte von «Luxus für alle» und pries die Kommune. Davon war Bürkli fasziniert. So wie er den Kapitalismus, der damals als neu und modern galt, kritisierte. «Zwar glaubte er wie die Liberalen an den technischen Fortschritt, teilte jedoch nicht die Verachtung für die «kleinen Leute», schreibt Urs Hafner in seiner Biografie, die zweihundert Jahre nach Karl Bürklis Geburt erschienen ist. Geld schien Bürkli schlicht zu wenig zu faszinieren - natürlich auch, weil er viel davon hatte. Wichtiger war ihm, das Wirtschaftsleben zu demokratisieren. Die kapitalistischen Gewinne sollten allen zugutekommen.

Karl Bürkli hat zum Leid des Autors keine Tagebücher geschrieben, aber Briefe

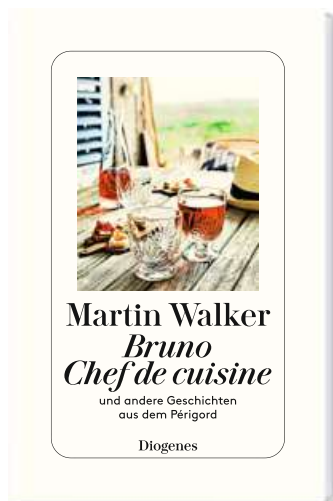


nach Paris geschickt, um Übersetzungen sozialistischer Schriften aus dem Französischen ins Deutsche zu organisieren. Sie zeugen von Neugier und der Euphorie Bürklis, der sich sein Leben lang immer wieder neu erfand, bis er zuletzt als Beizer mit marxistisch anmutender Mähne im Niederdorf lebte. Von solch hippen Details lässt sich Hafner an keiner Stelle verführen. Der Autor, der auch für «Bücher am Sonntag» schreibt, stellt seinen Protagonisten nicht als Helden dar und spart auch seine Widersprüche nicht aus. Hafner erzählt die Biografie von Bürkli abwechslungsreich und unterhaltsam - glücklicherweise ganz ohne Fussnoten. Das macht diese Geschichte zugänglich und lebendig.

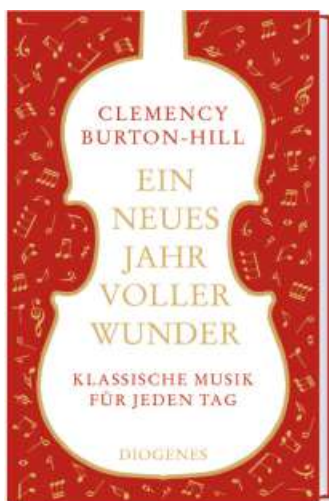
Karl Bürkli war wichtig für Zürich, auch wenn der Stadtplan anderes behauptet. Der Bürkliplatz ist nämlich nicht ihm gewidmet, sondern seinem Cousin Arnold Bürkli, der als Stadtgenieur zusammen mit Alfred Escher die Stadt wesentlich geprägt hat. Escher war ein Erzfeind von Karl Bürkli. Doch auch er hat eine Strasse erhalten: Ein kurzer Abschnitt in Ausserihl, unscheinbar hinter dem Lochergut, nur wenige Meter lang, verbindet die Karl-Bürkli-Strasse das Quartier mit der Seebahnstrasse, die auf die Autobahn führt. ●

ANZEIGE

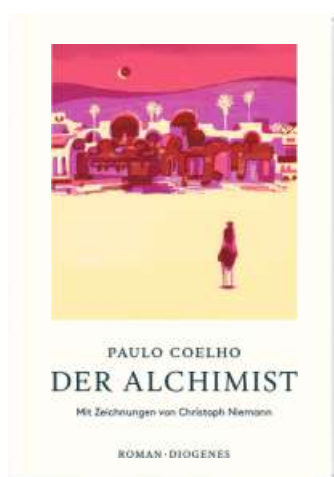
Vielleicht suchen Sie noch etwas für Weihnachten



Auch als eBook und eHörbuch



Auch als eBook



Auch als Hörbuch



Auch als eBook

Weitere Buchgeschenke finden Sie auf diogenes.ch

Diogenes

Geschichte Karl Schlögel durchmisst die Kultur und die Topografie der USA im grossartigen Buch «American Matrix»

Die weiten Räume Amerikas

Karl Schlögel: American Matrix. Hanser 2023. 832 Seiten, um Fr. 60.-, E-Book 53.90.

Von Victor Mauer

Eines der überraschendsten und zugleich gewichtigsten Sachbücher dieses Herbstes ist eine voluminöse Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Überraschend, weil sein Autor, Karl Schlögel, sich einen Namen als herausragender Kenner der Geschichte Osteuropas gemacht hat. Gewichtig, weil der fulminante Streifzug durch die Geschichte der USA im 20. Jahrhundert den Blick für das Individuelle und das Allgemeine mit einer meisterhaften Erzählkunst kombiniert. Wer wie einst der Patriarch der Sozialgeschichte Hans-Ulrich Wehler in der Kulturgeschichte nichts als den «biederen Hirsebrei der Alltagsgeschichte» zu erkennen meinte, wird durch Karl Schlögels klug komponierte Collage mit dem Mut zur Lücke eines Besseren belehrt.

Topografie des Wandels

Seiner preisgekrönten Archäologie des sowjetischen Jahrhunderts nicht unähnlich und zugleich im bewussten Kontrast zur sowjetischen Erfahrung, lädt Schlögel zu einer Neuermessung der amerikanischen Geschichte im 20. Jahrhundert im Sinne einer Topografie des Wandels ein. Die Geschichte in 28 Kapiteln ist keine chronologische, keine Geschichte aussenpolitischer Strategien, Kriege, keine Geschichte von Präsidenten, hegemonialen Machtstrukturen oder politischen Institutionen. Sie alle kommen nicht einmal vor. Stattdessen interpretiert Schlögel die Geschichte Amerikas als Ortsbeschreibung, als Produktion eines Raumes, der - ausgelöst durch technologischen Fortschritt, demografische Veränderungen und andere Prozesse - aus den USA in kurzer Zeit das Zentrum einer Zivilisation werden liess, die im 20. Jahrhundert weit ausstrahlte und die Welt bis heute prägt.

Den Ausgangspunkt bilden jene Eindrücke, die Karl Schlögel als junger Maoist Anfang der 1970er Jahre in den Zentren der Antikriegs- und Bürgerrechtsbewegung in den USA gewonnen hat. Die Faszination für ein Land, das fordernd, grossartig und grosszügig in einem war, hat ihn nie mehr losgelassen. Als imaginiertes Reisebegleiter von Alexis Tocqueville und Gustave de Beaumont entdeckt Schlögel

Die Faszination für die USA, die fordernd, grossartig und grosszügig waren, hat Karl Schlögel nie mehr losgelassen.



SUSANNA RAAB

1831 eine «Demokratie ohne Grenzen und ohne Mässigung», durchmisst 1873 mit dem Pionier der Anthropogeografie Friedrich Ratzel den Kontinent auf dem Weg von der Natur- zur Kulturlandschaft und wohnt 1904 mit Max und Marianne Weber dem Werden einer neuen Gesellschaft im Augenblick der Einverleibung in das System des radikalen Kapitalismus bei.

Schlögel komponiert fortan Geschichten, die auf der Strasse liegen, zu einem Buch mit grosser Sogkraft. Es erinnert an eine Zeit, in der «Ferne» noch ein Zauberwort war. So wird die Geschichte der Eisenbahn zur Geschichte des Fortschritts und der gewaltsamen Landnahme. So wird die Kolonisierung des Kontinents am Beispiel des Greyhound-Routennetzes zu einer Geschichte der Beschleunigung, die Amerika zusammenrücken lässt. So wird die Zusammensetzung der mitreisenden Passagiere im Greyhound-Bus zu einem Ort der Wahrheit, der erahnen lässt, was im Land vor sich geht. Und der Bus bleibt nicht nur Fortbewegungsmittel, sondern wird zum Protestmittel der Freedom-Riders im Kampf gegen die Rassendiskriminierung.

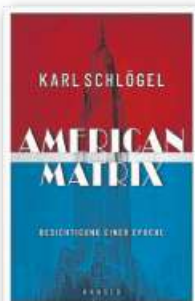
Schlögel besucht Städte und Landschaften, Gemeinplätze, die für das Funktionieren von Gesellschaften zentral sind und in den USA für Identitäts- und Nationswerdung stehen: Flughäfen und Highways, Wolkenkratzer und Weltaustellungen, Bahnhöfe und Einkaufszentren, Staudämme und Industrieanlagen, Baseballstadien und Universitäten, Museen und Motels. Und ganz nebenbei analysiert er messerscharf die Verhaltens-

lehren der Distanz, die Kunst der freien Rede sowie des Nachrufs als amerikanische Erzählung.

Im Mittelpunkt stehen bei alledem die Freiheit, die Gleichheit, das Streben nach Glück, die Kreativität und die Fähigkeit, sich immer wieder neu zu erfinden - und das in bewusstem Kontrast zur Geschichte und Entwicklung der Sowjetunion, die Schlögel wie kaum ein Zweiter kennt. Mochte die Faszination für Technik, für Grossprojekte der Industrialisierung und sogar für Baustile vergleichbar sein, die Unterbindung der Mobilität, die Gleichgültigkeit gegenüber den Alltagsbedürfnissen breiter Bevölkerungsschichten und die Ignoranz gegenüber dem Individuum liessen Moskau hoffnungslos ins Hintertreffen geraten.

Es gibt Hoffnung für die USA

Schlögel beschreibt ein Amerika, das es so nicht mehr gibt. Die USA sind heute nicht mehr Vorbild für die Welt, sondern Sinnbild einer strategisch überdehnten Macht, die wider Willen den Rückzug auf Raten antritt, um sich den enormen innenpolitischen Herausforderungen zuzuwenden. Dazu passt der melancholische Unterton, der die mehr als 800 Seiten durchzieht. Das Ende des «amerikanischen Jahrhunderts» (Henry Luce) bedeutet aus Schlögels Sicht aber nicht das Ende des amerikanischen Traums. Die Innovationskraft und die Basiskräfte der amerikanischen Gesellschaft hätten sich nicht erschöpft. Im weltpolitischen Ringen um Macht und Einfluss muss das freilich erst noch bewiesen werden. ●



Politik Der Historiker Jörn Leonhard legt ein kleines Buch von grosser Aktualität vor

Die Schwierigkeit des Friedensschlusses

Jörn Leonhard: Über Kriege und wie man sie beendet. Zehn Thesen.

C. H. Beck 2023, 208 S., um Fr. 27.-, E-Book Fr. 13.-.

Von Victor Mauer

Nicht einmal ein Sechstel der weltweit geführten Kriege seit 1945 endete mit einem Friedensschluss. Mehr noch: Vier von zehn Friedensschlüssen der letzten fünfzig Jahre scheiterten innerhalb kurzer Zeit. Das ist ein ernüchternder Befund in einer Zeit, in der der Krieg nach Europa zurückgekehrt ist.

Umso absurder erscheint es, wenn selbsternannte Experten meinen, das Ende von Kriegen auf den Monat genau vorhersagen zu können. Dabei wusste bereits Carl von Clausewitz, dass «der Krieg



das Gebiet der Ungewissheit und des Zufalls ist». Deshalb sind auch die Wege aus dem Krieg in den Frieden nicht nur verschlungen, sondern langwierig. So gingen den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück fünf Jahre Verhandlungen voraus. Wie in so vielen Kriegen bestimmte auch die Natur des Dreissigjährigen Krieges sein Ende.

Daran erinnert der in Freiburg im Breisgau lehrende Historiker Jörn Leonhard in einem schmalen Bändchen über die Schwierigkeit des Friedensschlusses seit dem 17. Jahrhundert. Leonhard, der mit beeindruckenden Forschungsarbeiten zum Ersten Weltkrieg und zum «überforderten Frieden» von Versailles hervorgetreten ist, ist weit davon entfernt, der Geschichte die Funktion einer Blaupause für Handlungsanweisungen zu erteilen. Historisches Wissen als Beitrag zur Selbst-

verständigung in der Gegenwart will er aber sehr wohl nutzbar machen. Und so erfahren wir, dass echte Entscheidungsschlachten selten und Krieg-Enden häufig verlängerte Waffenstillstände sind; dass verfügbare Ressourcen zwar den Kippmoment von Kriegen bestimmen, nicht aber die Einsicht der Akteure; dass Kriege meist deshalb fortgesetzt werden, um den Opfern einen Sinn zu geben; dass die Demütigung des Besiegten den Frieden zum Waffenstillstand macht; dass der «faule Frieden» den Krieg verlängert; dass heterogene Erwartungen und strukturelle Überforderungen eines Friedensschlusses die Schatten des Krieges verlängern; und dass die eigentliche Arbeit am Frieden erst beginnt, wenn die Verträge unterschrieben sind. Zur Hoffnung mag das Buch keinen Anlass geben, zum Nachdenken aber sehr wohl. ●

Ökologie Die schottische Autorin Cal Flynn besucht verlassene Orte – und findet dort so etwas wie Trost

Reiseführer der anderen Art

Cal Flynn: Verlassene Orte. Enden und Anfänge in einer menschenleeren Welt. Matthes und Seitz 2023. Übersetzt von Milena Adam. 340 S., um Fr. 40.-.

Von Gina Bucher

Die schottische Reiseschriftstellerin Cal Flynn bereiste für ihr zweites Buch «Verlassene Orte» während zwei Jahren die Welt und besuchte von Menschen verlassene Landstriche – auf der Suche nach Spuren, Veränderungen und Widerstandskraft. Entstanden ist so ein Buch weniger über menschliche Zerstörungskraft als vielmehr über die Kraft der Natur selbst. Cal Flynn reiste dafür an «bekannte» Orte wie Tschernobyl oder Detroit, aber auch in den verbotenen Wald von Verdun, nach Estland, nach Tansania oder in die Pufferzone Zyperns.

Es sei ihr wichtig, schreibt Flynn, nicht vom Reiz des Ursprünglichen zu schwärmen, geschweige denn rückverwilderte Natur zu glorifizieren. Stattdessen schreibt sie über neue Möglichkeiten, die die Leerstellen jetzt füllen, und denkt über den aktuellen Zustand der Erde und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner nach. Was passiert mit der (zuweilen gequälten) Natur, wenn der Mensch nach getanem Überfall wieder abhaut?

In ihrer essayistischen Studie zu zwölf solchen Orten stellt Flynn fest, dass Rückverwilderung an überraschend vielen Orten bereits passiert. Zum einen, weil viele Menschen ganze Landstriche verlassen, um in Städten zu wohnen – und weil Landwirtschaft so effizient auf kleinerer Fläche betrieben wird, dass mancherorts ehemaliges Kulturland verwildert. Flynn findet dabei viele Geschichten, Melancholie, manchmal auch Trotz. Wie sich Natur er-



holt, wie sich wilde Tiere wieder aus ihren Verstecken wagen – wie positiv die Abwesenheit von Menschen für solche Orte sein kann. Auch wenn manche Orte vorher über Jahrzehnte oder gar -hunderte vergiftet und ausgebeutet wurden.

Das Buch hätte düster werden müssen, schreibt Cal Flynn, «tatsächlich ist es eher eine Geschichte über Erlösung geworden, darüber, wie die am schlimmsten verschmutzten Orte des Planeten – zerbombt, erstickt unter Ölteppichen, kontaminiert von radioaktivem Niederschlag oder all ihrer natürlichen Ressourcen beraubt – sich durch ökologische Prozesse wiederherstellen können.»

Die Autorin findet so bestenfalls Trost an Orten, die vermeintlich endgültig verloren sind. Für die Menschen sind sie vielleicht verloren. Nicht aber für die Natur. Das ist immer eine Frage der Perspektive. ●

ANZEIGE

«Ein neuer Blick auf die Kunstgeschichte, wie wir sie kennen.»

Katy Hessel, *The Great Women Artists Podcast*

«Ein Buch, das Gombrichs Klassiker Konkurrenz machen will ... Gerade die Perspektive von Künstlerinnen ist ihr großes Anliegen, der Blick in die außereuropäische Kunst, also auch postkoloniale Diskurse ... Man merkt ihre große Liebe, ihre große Faszination für die Kunst.»
Claudia Dichter, *WDR 3*



Aus dem Englischen von Bernhard Jendricke, Christa Prummer-Lehmann und Thomas Woltermann.
464 Seiten | 173 teils farbige Abbildungen | Gebunden
sFr. 59,90 (UVP) | ISBN 978-3-406-80622-3

«Vergnüglich zu lesende Tour d'Horizon durch die europäische Geistesgeschichte.»

Thomas Ribl, *Neue Zürcher Zeitung*

«Eine unterhaltsam-kenntnisreiche Geschichte des Humanismus, die einlädt, über die Ideale der Gegenwart nachzudenken.»

Ulrich Rüdener, *Philosophie Magazin*

«Der lebensbejahende Blick ... ist es, was alle Humanisten eint – das zeigt Sarah Bakewell in diesem großartigen Buch.»

Lea Haller, *NZZ Geschichte*



496 Seiten | 73 Abbildungen | Gebunden | sFr. 42,90 (UVP)
ISBN 978-3-406-80550-9

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nl2

Geschichte Der Alpenforscher Werner Bätzing sucht nach den Ursachen für die Umweltzerstörung. Die Lösung sieht er in der bäuerlichen Vergangenheit

Fortschritt, aber ohne Wachstum

Werner Bätzing: Homo Destructor. Eine Mensch-Umwelt-Geschichte. C. H. Beck 2023. 463 S., um Fr. 40.-, E-Book 24.-.

Von Urs Hafner

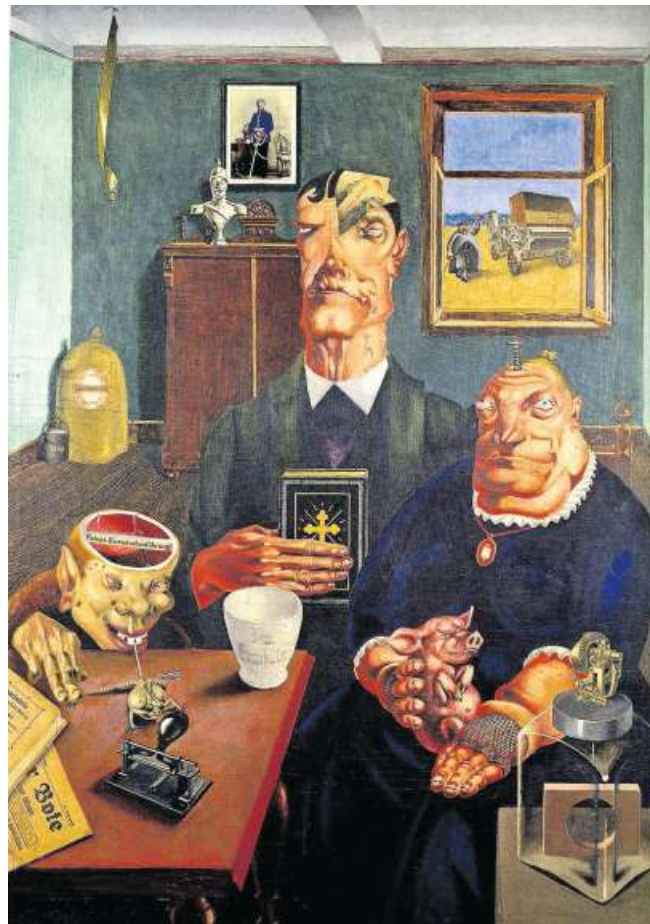
Aus dem Homo sapiens ist offenbar der Homo destructor geworden. Er ist drauf und dran, seine Lebensgrundlagen auf der vor knapp fünf Milliarden Jahren entstandenen Erde zu zerstören. Zwar trat die Gattung Mensch erst vor etwa drei Millionen Jahren auf, und ihr destruktives Potenzial hat sie sogar erst ab 1970 voll entfaltet, dies aber umso wirksamer. Wie hat es nur so weit kommen können - und sind wir noch zu retten?

Auf diese grossen Fragen liefert Werner Bätzing in seinem neuen Buch «Homo Destructor» keine pfannenfertigen Antworten. Dafür weiss der prominente Alpenforscher und Kulturgeograf schlicht zu viel, kennt er die einschlägige Literatur aus Geschichte, Ökonomie, Ethnologie und Archäologie zu gut. Sein Buch sticht aus dem Genre der Umweltkatastrophenbücher hervor, die oft mit monokausalen Diagnosen und simplen Rezepten aufwarten. Philipp Blom etwa forderte kürzlich in «Die Unterwerfung», die Denkweise, dass die Natur der Kultur gegenüberstehe, durch eine ganzheitliche zu ersetzen, also eine philosophische Revolution zu vollziehen.

Kulturelles Lernen

Der Mensch, das betont Bätzing, habe in der kurzen Spanne, die er die Erde bewohne, die längste Zeit mehr oder weniger im Einklang mit der Natur gelebt, aber nicht etwa, weil er ein natürliches oder naturnahes Wesen wäre. Das Gegenteil ist der Fall: Die Evolution hat den Menschen so ausgestattet, dass er - anders als die anderen Tiere und anders auch als die mit ihm verwandten Affen - «kein Ökosystem besitzt, an das er mit seinem Körper optimal angepasst wäre». Dass der frühe Mensch überlebt hat, ist also keineswegs selbstverständlich. Hätte er nicht stetig «kulturell gelernt» und sich «selbst begrenzt», wäre er von den Raubtieren sogleich vernichtet worden und vom Erdboden verschwunden.

Was die mobilen Jäger- und Sammlergruppen und auch die frühen sesshaften bäuerlichen Gesellschaften auszeichnet, ist ihre stupende Kenntnis nicht nur der natürlichen Kreisläufe, sondern auch von allem anderen, was mit und neben ihnen kreucht und fleucht. Dazu bleibt ihnen neben der Arbeit viel Zeit zum Leben, Sinnieren und Feiern. Unsere naturnahen Vorfahren seien in erster Linie Kulturwesen gewesen, sagt Bätzing. Auch die ersten Grossstädte und Imperien bleiben dank ihrer landwirtschaftlichen Umgebung immer mit der Scholle in Verbindung, auch wenn sie nicht mehr viel Ahnung von der Nahrungsmittelproduktion haben und die Bauern verachten und knechten. Aber wie so entstehen überhaupt Städte mit Schrift



«Industriebauern» oder entfremdete Menschen: Gemälde von Georg Scholz (1920).

und Verwaltung, Tempeln und Arbeitsteilung, Herrschern und Heer? Und wie kommt es nach Jahrtausenden ökonomisch-ökologischer Konstanz im 18. und 19. Jahrhundert zur Industrialisierung, die seither die ganze Welt überzieht?

Mit der Dampfkraft und den Spinnmaschinen nämlich verändert sich das menschliche Verhältnis zur Natur. Plötzlich stehen ungeheure Energiequellen für die Produktion von Waren und deren Transport sowie dann auch den von Menschen bereit - nachdem man Kohle und Erdöl zutage gefördert und verarbeitet hat. Indem die Industriegesellschaft die natürlichen Ressourcen der Erde ausplündert, so bilanziert Bätzing, treibe sie das wirtschaftliche Wachstum und damit auch die Zerstörung der Erde immer schneller voran.

Städte und Zivilisationen kommen auf, weil der Mensch ein Kulturwesen ist. Etwas gewagt behauptet Bätzing, dass der Mensch zunächst mit griechischer Antike und Demokratie und dann mit Aufklärung und Wissenschaften der Entfesselung des modernen Kapitalismus geistig den Boden bereitet habe. Seither erweist sich der «Fortschritt», der keineswegs linear verlaufen ist, als zweischneidig. Er bringt die scheinbare Befreiung des Menschen von allen vorgegebenen Bindungen. Dieser glaubt zugleich, mit der Erde nach seinem Gutdünken verfahren zu können. Das Aufkommen der Dienstleistungsgesellschaft in den 1970er Jahren verschärft diesen

Trend noch. Nun werde jede Handlung zur Kaufhandlung, folgert Bätzing, und die sich in ihren Lebensstilen einzelnden Menschen konsumierten immer mehr Plastikwaren, die den Planeten vermillerten. Neoliberalismus und digitaler Kasino-kapitalismus erfassen schliesslich die ganze Welt, die Klimakatastrophe ist im Gang.

Nostalgische Utopie

Bätzings Gegenwartsanalyse weist einige soziologische Unschärfen auf. Gegenläufige Entwicklungen kommen zu kurz, auch die Erklärung der Entstehung von Neuem bleibt letztlich vage. Der Autor zeigt unversehens eine kulturkonservative Schlagseite, latent argumentiert er mit der menschlichen Hybris. Und doch schwebt ihm kein Zurück zur Natur oder zu alten Autoritäten vor. Konkret fordert er, den Tauschwert des Geldes einzuschränken, um das destruktive Wachstum des Kapitalismus zu bremsen. Daneben prognostiziert er nüchtern baldige «Teilzusammenbrüche» der Gesellschaft, die mit den Umweltproblemen nicht mehr zurande komme. Und dann?

Dann könnten wir auf die Erfahrungen der einst auf der ganzen Welt verbreiteten Bauerngesellschaften zurückgreifen, die sich genossenschaftlich selbst versorgten, ohne die Natur auszubeuten. Wir würden uns wieder weiterentwickeln, aber diesmal ohne wirtschaftliches Wachstum. Mag Bätzings Utopie auch etwas gar nostalgisch daherkommen: Mit seinem Tiefblick macht dieses Buch die globale Umweltkrise begreiflich. Wer es gelesen hat - und es liest sich gut -, schaut befremdet auf unsere Gegenwart. ●

ANZEIGE

HIER UND JETZT

Verlag für Kultur und Geschichte



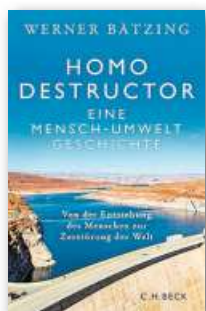
ROSHARDT UND ROSHARDT
Zwei Leben für die Kunst

Adrian Knoepfli

272 Seiten, 75 Abbildungen,
broschiert

Fr. 36.-, € 36.-

Im Buchhandel oder unter www.hierundjetzt.ch



Physik Carlo Rovelli ist einer der originellsten Denker der Gegenwart. Warum es nicht nur Schwarze, sondern

Winzige Löcher im Universum

Carlo Rovelli: Weisse Löcher. Ein neues Bild des Universums. Übersetzt von Enrico Heinemann. Rowohlt 2023. 160 S., um Fr. 33.-, E-Book 20.-.

Von André Behr

Carlo Rovelli ist einer der originellsten Physiker unserer Zeit. Er wurde 1956 in Verona geboren, studierte in Bologna und engagierte sich in der dortigen politischen Studentenbewegung, wobei er auch Drogen konsumierte. Die psychedelischen LSD-Erfahrungen, bekundete er später, hätten ihn motiviert, sich tiefer mit der theoretischen Physik zu beschäftigen. Nach der Promotion 1986 in Padua forschte er in London, Rom sowie an Instituten in den USA und nahm 2000 eine Professur an der Universität Aix-Marseille in Frankreich an.

Seit 2009 verfasste der mittlerweile 67-Jährige fünf Bücher, die teils in anderen Medien veröffentlichte Essays versammeln, in denen er gesellschaftspolitische Themen wie den Glauben oder den Klimawandel aufgriff. Als theoretischer Physiker hatte er sich bei der Entwicklung der «Loop-Theorie» (zu Deutsch: «Schleifenquantengravitation») einen Namen gemacht, einem der Ansätze, deren Ziel es ist, Quantenphysik und Einsteins Relativitätstheorie unter einen Hut zu bringen. Sein neuestes Buch setzt bezüglich Abstraktion noch einen drauf. Es versucht uns plausibel zu machen, warum es draussen im Universum nicht nur Schwarze, sondern auch Weisse Löcher geben könnte, die winzig wie ein Haar sind.

Die Geburt einer Idee

Das Thema der Schwarzen Löcher ist seit Stephen Hawking (1942-2018) ein Party-Aufreger. Sogenannte stellare Schwarze Löcher beispielsweise entstehen, wenn ein grosser Stern kollabiert und sein Kern auf ein derart kleines und kompaktes Volumen zusammenfällt, dass nicht einmal mehr Licht entweichen kann. Ein gigantisches Beispiel dafür ist die Radio- und Röntgenquelle Sagittarius A* im Zentrum unserer Milchstrasse. Sie umfasst mehr als 4 Millionen Sonnenmassen und konnte 2022 dank dem Event Horizon Telescope nachgewiesen werden, einem Verbund von Radioteleskopen.

Weisse Löcher, so der analoge Denkansatz von Carlo Rovelli, wären Gebiete im Universum, aus denen Materie und Strahlung herausfliessen kann. Die Idee dazu ist vor neun Jahren entstanden, als sein damaliger Assistent Hal Haggard in seinem Büro erschien. Dieser habe einige Gedanken darüber vorgetragen, was mit einem Schwarzen Loch in dem Augenblick geschehen könnte, wenn es sein langes Leben beendet. Das Äussere des Lochs bleibt gleich, verstand Rovelli, aber das Innere verwandelt sich aufgrund eines sogenannten quantenmechanischen Tunneleffekts in ein Weisses Loch.

In seinem Buch erläutert uns Rovelli, was es bedeutet, «die Zeit umzukehren



Carlo Rovelli hat die «Loop-Theorie» entwickelt. Der Comicautor Luca Pozzi hat den Physiker (links) im Gespräch mit Pozzi selbst (rechts)

(nichts Kompliziertes), und was es heisst, dass die Zeit eine Richtung hat (das ist komplizierter).» Er führt uns gedanklich an den Rand des Horizontes eines Schwarzen Lochs und lässt uns in dieses eindringen, bis wir auf Grund stossen, wo sich Zeit und Raum auflösen. Indem wir auch noch diesen Grund durchqueren, schreibt er, «finden wir uns in einem Weissen Loch wieder, wo sich der Zeitablauf umgekehrt hat, und treten von ihm aus in die Zukunft ein».

Unterfüttert ist dieser Gedankengang mit den mathematischen Eigenschaften der Einsteinschen Gravitationsgleichungen. Dank ihnen war man mehrheitlich von der Existenz Schwarzer Löcher überzeugt, bevor man diese in den Weiten des Universums nachweisen konnte. Carlo Rovelli und Hal Haggard haben erkannt, dass auch ein Weisses Loch eine valable Lösung dieser Gleichungen sein kann. «Es ist sogar die gleiche Lösung», schreibt Rovelli, «die auch ein Schwarzes Loch be-

schreibt, aber formuliert mit umgekehrten Vorzeichen für die Zeit.»

«Einsteins Gleichungen», erläutert Rovelli in seinem Buch ausführlich, «machen wie alle grundlegenden Gleichungen der Physik bei der Zeitrichtung keinen Unterschied. Sie unterscheiden die Vergangenheit nicht von der Zukunft. Wenn ein Prozess in Gang kommen kann, kann er in gleicher Form auch in Zeitumkehr stattfinden. Wenn ein Schwarzes Loch ganz am Ende seines Zusammensturzes anlangt, zurückprallt und den vorangegangenen Ablauf wie ein wieder hochspringender Ball rückwärts in der Zeit wiederholt, hat es sich in ein Weisses Loch verwandelt.»

«Die Welt erscheint fremd»

Diesen Oktober ist Carlo Rovelli in Paris und London aufgetreten, um die französische beziehungsweise englische Ausgabe seines Buchs zu bewerben. Per E-Mail angefragt, wie die Reaktionen auf seine Ausführungen bezüglich der mög-



auch Weisse Löcher geben könnte, erklärt er in seinem Buch



gezeichnet. Aus der Graphic Novel «Loops».

Notiz von Carlo Rovelli, als er zum ersten Mal ein Bild eines Schwarzen Lochs sieht:

ich sitze an der dritten überarbeitung dieser seiten, und gerade heute haben astronomer eine aufnahme von ebendiesem schwarzen loch im zentrum der milchstrasse veröffentlicht. sie zeigt die gleissende materie, die in kurzem abstand um es herumjagt und die strahlung emittiert, die janskys antenne vor knapp einem jahrhundert aufgefangen hat.

bei der betrachtung dieser aufnahme überkommt mich ein erhebendes gefühl. ich habe schwarze löcher mein ganzes leben erforscht, ohne zu wissen, ob sie wirklich existieren... und jetzt gibt es von einem eine echte direkte aufnahme. als student an der universität hätte ich das niemals erwartet...

lichen Existenz von Weissen Löchern beim Publikum und in der Fachwelt angekommen seien, antwortete er: «Die Reaktionen waren erfreulich gut, und man nimmt die Idee ernst, aber natürlich bleibt noch viel Arbeit zu leisten, um sie theoretisch auszubauen und irgendwann auch experimentell abzusichern.»

Weil er sich bewusst ist, dass der hohe Abstraktionsgrad des Themas von allen in Physik nicht bewanderten Leserinnen und Lesern gedanklich besonders viel Mitarbeit abverlangt, hat er sein Buch schmal angelegt und in drei Teile gegliedert, die jeweils aus sechs bis sieben kurzen Kapiteln bestehen. Auf diese Weise leuchtet er das Phänomen der Weissen Löcher immer wieder etwas anders aus, wobei er nicht eine einzige mathematische Formel verwendet. Dafür streut er viel Persönliches über sich und andere Physiker ein. Damit macht er den Denkprozess, der ihn neun Jahre lang beschäftigte, erstaunlich gut nachvollziehbar.

So zitiert Carlo Rovelli beispielsweise Albert Einsteins Bekenntnis, dass die Begegnung mit dem Geheimnisvollen die schönste Erfahrung sei. Wie viele andere Kinder, erzählt er im Gespräch, habe auch er selbst das so erlebt. «Die Welt erscheint fremd und voller Dinge, die es noch zu entdecken gilt. Ich finde das wunderbar, und es ist schade, wenn wir diesen Zauber verlieren.»

Als er im Januar 2000 von Amerika nach Frankreich umzog, erzählt Carlo Rovelli, habe ihn sein Marseiller Institutsdirektor gefragt, ob er tatsächlich an die Existenz von Schwarzen Löchern glaube. Das sei nicht als Kritik an seinem Forscherkollegen zu verstehen, betont er, sondern zeige das Schöne an der Wissenschaft auf: «Seine Meinung zu ändern ist keine Schande.» Die besten Wissenschaftler seien diejenigen, die - wie einst Albert Einstein - ihre Meinung sogar oft ändern würden. Das ist auch für uns Normalsterbliche tröstlich. ●

Physik Zwei tolle Bücher über die Milchstrasse und den Schweizer Astronomie-Pionier Jost Bürgi

Den Kosmos erforschen

H. Lesch, C. Scorza-Lesch, A. Latusseck: Die Entdeckung der Milchstrasse. Bertelsmann 2023. 301 S., um Fr. 44.-, E-Book 37.-.
Schlüssel zum Kosmos. Jost Bürgi 1552-1632. Verlag Format Ost 2023. 327 S., Fr. 52.-.

Von André Behr

Unsere etwa 4,6 Milliarden Jahre alte Erde ist Teil des Sonnensystems, und dieses wiederum gehört zur Milchstrasse, einer sogenannten Balkenspiralgalaxie mit einem Durchmesser von 100 000 Lichtjahren. Aufgrund der zivilisationsbedingten Belastungen der Erdatmosphäre können wir dieses faszinierende Sternenband allerdings von Auge nur mehr in wenigen Gebieten gut erkennen. Nun erzählen der Astrophysiker Harald Lesch und seine beiden Co-Autoren die Entdeckungsgeschichte der Milchstrasse. Man erfährt vom deutsch-britischen Musikus Wilhelm Herschel (1738-1822), der 1781 den siebten Planeten Uranus entdeckte, von der Amerikanerin Henrietta Leavitt (1868-1921), der wegweisende Fortschritte zur Bestimmung von kosmischen Entfernungen zu verdanken sind, oder vom in die USA ausgewanderten Zürcher Trümpeler (1886-1956). Er fand heraus, dass interstellarer Staub Licht absorbiert. «Die Entdeckung der Milchstrasse» ist ein gleichwohl präziser wie amüsant zu lesender Leitfaden der Kosmologie. Hier wird niemand mit Formeln erschreckt.

Ein herausragender Pionier der Astronomie war der Toggenburger Uhrmacher Jost Bürgi (1552-1632), der als Hofastronom unter Kaiser Rudolf II. in Prag diente. Dank der Erfindung der Differenzialrechnung sowie der Erstellung von Sinus- oder Logarithmentafeln war er mathematisch auf Augenhöhe mit Johannes Kepler oder Galileo Galilei. Jost Bürgi baute die in der damaligen Zeit genauesten Uhren, Winkelmessgeräte und mechanischen Himmelsgloben. Das Kulturmuseum St. Gallen hat ihm eine spektakuläre Sonderschau gewidmet, die derzeit zu sehen ist.

Das umfangreiche Begleitbuch zur Ausstellung bietet erstmalig ein vollständiges Werkverzeichnis aller Arbeiten von Bürgi, inklusive wunderbarer Abbildungen seiner phantastischen Messgeräte, Planetenuhren, Sextanten, Astrolaben, Landkarten, Quadranten und Globen. Eine Preziose der ganz speziellen Art ist eine vergoldete astronomische Tischuhr, auf der man den «Unterschied oder Ausgleich zwischen den wahren und mittleren Bewegungen von Sonne und Mond direkt an der jeweiligen Stellung ihrer Zeiger ablesen kann». Darüber hinaus wird selbstverständlich auch Jost Bürgis Biografie nachgezeichnet. ●

Die Ausstellung «Jost Bürgi - Schlüssel zum Kosmos» ist bis am 3. März 2024 im Kulturmuseum in St. Gallen zu sehen.



Gottfried Böhme

FÜHLENDE KI? DENKENDES FLEISCH?

Zehn Versuche,
das Bewusstseinsrätsel
zu lösen



Flackern Bewusstseinsfünkeln in gewaltigen Rechnern auf, wenn komplexe Datenverarbeitungsprozesse in ihnen laufen? Oder entsteht Bewusstsein, wenn Aspekte unserer Umgebung, Gehirne, Hände, eingeübte Bewegungen usw. sich zu Gestalt- oder Funktionskreisen verbinden? Sind vielleicht schon primordiale Urelemente dieser Welt von psychophysischer Struktur?

Untersucht werden Versuche von acht zeitgenössischen und zwei klassischen Autoren, das Bewusstseinsrätsel zu lösen. Diskutiert werden die Theorien von Nick Bostrom, Viktor von Weizsäcker, Thomas Fuchs, Thomas Nagel, Thomas Metzinger, Emanuele Coccia, Antonio Damasio, Maxwell Bennett & Peter Hacker, Immanuel Kant und Johann Gottlieb Fichte. Im Detail kommen dabei viele einleuchtende Ideen zur Sprache, aber es bleiben auch viele Fragen offen.



■ € 29,50 / CHF 28,00*
■ 446 Seiten, gebunden
■ ISBN 978-3-906336-92-3

* unverbindlicher Richtpreis

Sachbuch

Philosophie Thomas Meyer legt erstmals eine auf Archivrecherchen beruhende Biografie der grossen politischen Theoretikerin vor

Eine radikale Denkerin



Thomas Meyer: Hannah Arendt. Piper 2023. Mit 27 Abb., 528 S., Fr. 39.-, E-Book 30.-.

Von *Bernadette Conrad*

Fröhlich und entspannt steht sie da, die dunklen Haare locker zurückgekämmt, vor dem Königsberger Haus des Stiefvaters. Gerade einmal 22 war Hannah Arendt, als sie Karl Jaspers ihre Dissertation über den «Liebesbegriff bei Augustin» vorlegte. Damals war sie Jaspers und Martin Heidegger schon als hochbegabte Ausnahmestudentin aufgefallen. Sie, die von klein auf immer «verstehen wollte» und die unter gut behüteten familiären Bedingungen von Königsberg aus in ein Leben als Philosophin startete, suchte sich in Marburg, Heidelberg und Frankfurt gezielt ihre Lehrer und Themen - und vollzog doch schon mit dem bald unternommenen Habilitationsprojekt einer Rahel Varnhagen-Biografie «die Abwendung von der Philosophie hin zu den historisch-soziologisch zu untersuchenden Phänomenen der jüdischen Emanzipation und des modernen Antisemitismus.»

So schreibt es Thomas Meyer, Philosoph und Herausgeber der Arendt-Studienausgabe, der nun mit seiner auf neuer Quellenlage aufbauenden, überhaupt der ersten auf Archivrecherchen beruhenden Biografie Hannah Arendts Persönlichkeit entlang ihrem geistigen Weg und Werk zu fassen versucht.

Ahnungsvoll, mutig: Eigentlich hätte Arendt 1933 zu Rahel Varnhagens 100. Todestag arbeiten wollen. Und musste stattdessen Deutschland verlassen. Während ihr Ehemann Günther Stern(-Anders) schon in Paris war, publizierte sie noch bis zur letzten Minute. In der «Jüdischen Rundschau» appellierte sie an vermögende Juden, ihre von den Schulen vertriebenen Kinder nicht auf Privatschulen zu schicken, womit die «Fragmentie-

rung und folglich Schwächung der deutschen Judenheiten weiter zunähme... Die Geschichte der Assimilation sei vorbei.»

Kurz darauf verhaftet, bald freigelassen, floh sie nach Paris. Und legte für sechs Jahre ihre wissenschaftliche Arbeit fast vollständig zur Seite, um sich dem Aufbau einer «Jugend-Alijah» zu widmen, der Auswanderung von Jugendlichen nach Palästina. Organisieren, Gruppen begleiten, gegen Widerstände dafür sorgen, dass auch osteuropäische Jugendliche gerettet würden, und wissen: Deutschland war «lediglich die erste Etappe in der Geschichte eines neuartigen Antisemitismus.»

Und dann kam sie selbst ins südfranzösische Lager Gurs, von wo aus sie sich im Sommer 1940 nach New York retten konnte. Dem dort entstandenen Hauptwerk «Origins of Totalitarianism» (1951), in dem sie ihren «Lesern eine «moderne Gewaltentwicklungsgeschichte» vorlegte, widmet sich Meyer ausführlich. In der «Hölle» der Lager würden Menschen «so zugerichtet, als hätte ihr bisheriges Leben nicht stattgefunden... als wären sie schon als Tote in die Lager eingetreten. Damit ist die «westliche» Tradition zerstört, die auch darauf beruhte, dass es immer wieder gelingen kann, das Geschehene über Generationen einzuordnen.»

Mitunter überbordend detailreich, gebührt Meyers Biografie aber das grosse Verdienst, die über mehr als vier Jahrzehnte sich vollziehende Entwicklung von Arendts Erforschung des «modernen Antisemitismus» packend und plausibel zu porträtieren. Musste, wer so radikal zu denken wagte, angesichts der Vernichtungsmaschinerie der Nazis nicht verzweifeln?

Hannah Arendt, schreibt Meyer, «wollte bleiben, nicht als Trostspenderin, sondern mit den Trümmern des zerstörten Erfahrungsraums im Gepäck einen Erscheinungsraum schaffen, in dem das Politische, Ausdruck der natürlichen Pluralität des Menschen, sich entfalten kann». ●

**Hannah Arendt
unterrichtet in
Russell House
(1961).**



WESLEYAN UNIVERSITY LIBRARY, SPECIAL COLLECTIONS & ARCHIVES

Fotografie Taiyo Onorato und Nico Krebs erkunden die Schönheit des Roten Meers

Die leuchtenden Farben der Tiefe

Von der Tiefsee wissen wir wenig. Wir lesen darüber, wenn der Goldrausch nach seltenen Rohstoffen wieder einmal Schlagzeilen macht, weil grossflächig Manganknollen vom Meeresboden weggeschrammt werden sollen. Oder wenn wir von der Zerstörung der Korallenriffe hören, weil das Meerwasser zu warm geworden ist. Manchmal auch, wenn von der Entdeckung noch unbekannter Lebewesen die Rede ist.

Wie geheimnisvoll die Welt unter Wasser ist, wissen die meisten von uns nicht. Deren Schönheit bringen uns nun die Fotografen Taiyo Onorato und Nico Krebs näher. Die beiden 1979 geborenen Schweizer haben nach ihrem Studienabschluss an der Zürcher Hochschule der Künste 2006 grosse Reiseprojekte durchgeführt: in den nuller Jahren durch die USA, 2013 durch Osteuropa und weiter durch Asien. Stets geht es ihnen um die Realität und um ihre Erfindung durch die Fotografie, um banale Beobachtungen des jeweiligen Alltags und deren Verzauberung oder Überhöhung auf gesellschaftliche, wirtschaftliche oder historische Hintergründe und auch um die Frage, wie die Zukunft aussehen könnte. Beobachtung und Phantasie, Weltpolitik und lokales Detail verbinden sich nahtlos. Zwischen 2021 und 2023 erkundeten die Fotografen das Rote Meer. Die berückende Publikation antwortet auf «Future Memories» von 2021. Damals stellten sie die optimistische Zukunftsvision ihrer Kindheit der dystopischen Lebenserfahrung der Gegenwart gegenüber. Die Bilder aus den Tiefen des Roten Meers, die durch Aufnahmen aus Labors ergänzt sind, öffnen diesen düsteren Blick in eine Welt der Ungewissheit, aber auch des Staunens und der Schönheit. Durchaus auch als Mahnung, sie nicht zu zerstören. **Gerhard Mack**

Taiyo Onorato / Nico Krebs: Water Column. Edition Patrick Frey, 2023, 96 S., Fr. 48.–.



Wie geheimnisvoll die Welt unter Wasser ist, wissen die meisten von uns nicht.

Die deutsch-englische Autorin Louise Brown arbeitet in Hamburg als Trauerrednerin. Ihre Tätigkeit erlebt sie als grosses Glück. Bis sie aber die richtigen Worte fand, war es ein langer Weg.
Von Peer Teuwsen (Text) und Axel Martens (Bild), Hamburg

Wenn alle Fassaden fallen

Vielleicht hatte die Lebenskatastrophe von Louise Brown im Nachhinein auch ihr Gutes.

Es war 1987, als der Vater beschloss, die Familie zu versetzen. Von London nach Benz, damals ein 500-Seelen-Dorf in Schleswig-Holstein. Von der Glückseligkeit einer Kindheit in die Einsamkeit einer Jugend. Nun war die Familie unglücklich. Die deutsche Frau und Mutter, die als Au-pair der Enge der Heimat nach London entkommen war - und sich nun in der gottverlassenen Provinz wiederfand. Die beiden Töchter, gut untergebracht in einer privaten britischen Mädchenschule und der deutschen Sprache nicht mächtig, die nun in einer öffentlichen Schule mit Jungs, antiautoritärer Erziehung und einem Schulstoff zu tun hatten, von keinem einen Schimmer. Und der Vater selbst, der mit eiserner Haltung gegen seine Verlorenheit ankämpfte, indem er in Anzug-hose, Hemd und Krawatte den Rasen mähte.

Bis heute weiss Louise Brown nicht genau, was den Vater damals geritten hat. Er, der sich als englischer Besatzungssoldat in Deutschland verliebt hatte, in die Kultur, in Recht und Ordnung. Wollte er dieses Gefühl wiederfinden? Oder flüchtete er, der sich als Grafiker in Grossbritannien eine gut gehende Firma aufgebaut hatte, nur vor der drohenden Rezession? Die Tochter hat mit ihrem Vater nie darüber gesprochen. Ihr bleibt vor allem in Erinnerung, wie die Mutter eines Tages

am Strassenrand, irgendwo im Schleswig-Holsteiner Niemandsland, haltmachte und zu weinen anfang: «Ich schaffe das nicht.»

«Damals ist in mir ein Faden gerissen», sagt die heute 48-jährige Louise Brown, inzwischen Mutter von zwei Kindern, als wir uns im Lotsenhaus in Hamburg-Altona treffen. Es ist ein heller Raum, in dem man Urnen jeglicher Art anschauen, auch solche für Seebestattungen, und in Strandkörben Platz nehmen kann, um sich Gedichte und Ratgeber, die um den Tod kreisen, zu Gemüte zu führen. In den angrenzenden Räumen trifft man in seinem Leid auf ein offenes Ohr. Der gemeinnützige Verein bietet einen Trauerdienst, bei dem mehr Zeit ist als bei einem üblichen Bestattungsunternehmen. Die Stiftung Leuchtfeuer, der das Lotsenhaus angehört, betreibt auch ein Hospiz.

«Reiss dich zusammen!»

Hier sass Louise Brown vor zehn Jahren, als sie nach dem Tod ihrer geliebten Eltern mit ihrer Trauer nicht mehr weiterwusste. Vater und Mutter waren im Abstand von bloss drei Monaten gestorben. Brown fand das «in höchstem Masse unfair» und suchte das Gespräch mit einer Trauerbegleiterin: «Damals ist mir klar geworden, welche Bedeutung es haben kann, Gedanken auszusprechen, von denen man vorher gar nicht wusste, dass man sie hatte. Ein Jahrzehnt später sass ich genau im gleichen Raum und habe als Rednerin selbst ein Trauergespräch geführt.»

Ja, das Lotsenhaus ist der Ort, an dem Louise Brown ihre Sprache für ihr Inneres gefunden hat. Aufgewachsen in einem strengen viktorianischen Elternhaus («Man durfte erst vom Esstisch aufstehen, wenn alles aufgegessen war. Das konnte dauern.»), gab es kein Gespräch über Gefühle. «Reiss dich zusammen!», lautete das Motto. Die Fassade war alles. Zum Begräbnis der geliebten englischen Grossmutter durften die Töchter nicht mit. «Ich denke, unsere Eltern, gross geworden in den Schrecken des Zweiten Weltkrieges, wollten das Leid von uns fernhalten. Aber ich habe es nicht verstanden. Und ehrlich gesagt finde ich es auch heute noch nicht richtig», sagt Brown.

Und nun plötzlich, in Hamburg-Altona: Worte für das eigene Befinden. Weil ein anderer Mensch die richtigen Fragen stellt. Aktiv zuhört. Und nicht schamvoll zur Seite schaut, wenn die Tränen kommen. Plötzlich fand Brown Worte für die



«Nach einer Trauerfeier fühle ich mich lebendiger denn je»: Louise Brown im Jenischpark in Hamburg. (17. 11. 2023)

Wut, die in ihr steckte angesichts des Verlustes der Eltern. Worte für die jahrzehntelange Sprachlosigkeit zwischen ihr und den Eltern in Sachen Gefühle. Und ein Verständnis für die Situation der Eltern. Für ihren Kampf um ein Dasein in der neuen Heimat, der schliesslich und endlich durch Erfolg gekrönt wurde. Man hatte sich integriert, Freunde und Freude am Leben in Benz gefunden.

Im Gespräch mit der Trauerbegleiterin in Hamburg-Altona wurde also der Samen gesät, um eines Tages den Beruf der Trauerrednerin zu ergreifen. Mittlerweile hat Louise Brown rund 250 Trauerreden gehalten. Sie sagt: «Das ist belastend, natürlich. Aber ich habe noch nie etwas so Sinnstiftendes in meinem Leben gemacht.» Wenn sie während dieser halben Stunde, die sie üblicherweise vor den Angehörigen über das Leben des Verstorbenen spricht, manchmal am Blick der Anwesenden erkennen kann, dass sie in Gedanken in die Ferne schweifen, sich erinnern an glückliche Tage, wenn sie Gesichter aufgehen und den Menschen, der gehen musste, in den Köpfen

Louise Brown

1975 in London geboren, zog Louise Brown 1987 mit ihren Eltern und ihrer Schwester nach Benz in Norddeutschland. Nach einem Politologie-Studium in Deutschland und England arbeitete sie als Journalistin für internationale Medien. Seit einigen Jahren ist sie als Trauerrednerin tätig. Ihre einschlägigen Erfahrungen hat sie vor zwei Jahren im Bestseller «Was bleibt, wenn wir sterben» niedergeschrieben. Jetzt legt sie mit dem Journal «Was bleibt, wenn wir schreiben» nach (beide bei Diogenes erschienen). In ihrem Podcast «Meine perfekte Beerdigung» spricht sie mit Menschen darüber, wie sie einmal verabschiedet werden wollen. Louise Brown lebt mit ihrem Partner, ihrem Sohn und ihrer Tochter sowie einem Hund in Hamburg.



der Anwesenden auferstehen sieht. «In diesen Momenten fühle ich, wie ich in dieser schweren Zeit manchen Erleichterung verschaffen kann», sagt Brown. Um dann den wunderschönen Satz nachzuschieben: «Nach einer Trauerfeier fühle ich mich lebendiger denn je.» Weil sie wieder erlebt hat, um wie viel reicher der Tod das Leben macht. Dieser Moment, wenn alle Fassaden fallen.

«Die toten Hoden»

Über ihre Erfahrungen als Trauerrednerin hat Louise Brown vor zwei Jahren ein Buch veröffentlicht: «Was bleibt, wenn wir sterben». Es wurde zum Bestseller. Wohl weil sie darin nichts schönredet, aber auch weil sie einer Haltung die Ehre gibt, die sie «Lebenshumor» nennt. Da hat sie sich ihre britische Seite bewahrt. Wunderbar die Stelle, an der sie erzählt, welcher Druck auf allen Beteiligten einer Trauerfeier lastet. Es dürfen in diesen Momenten höchster Intensität und Fragilität keine Fehler passieren. Es darf also nicht passieren, dass im Programmheft, das auf den Bänken in der Kapelle ausliegt, die Musik der Band «Die toten Hoden» angekündigt werde.

Die Lektüre der Bücher der Frau mit den zwei Pässen ist aber nicht nur wegen seines Humors so erfrischend. Brown tritt auch dem Irrglauben

Mittlerweile hat Louise Brown rund 250 Trauerreden gehalten. Sie sagt: «Das ist belastend, natürlich. Aber ich habe noch nie etwas so Sinnstiftendes gemacht.»

entgegen, dass der Tod tabuisiert ist. «Die Menschen machen sich sehr wohl Gedanken über das Sterben und den Tod, viele sogar. Sie haben nur das Gefühl, es gebe keinen gesellschaftlichen Ort dafür. Das ist aber nur ein Gefühl.» Sie selbst habe es zu oft erlebt, was passiere, wenn etwa an einem Abendessen das Gespräch auf diese Themen komme: «Es ist, als würden sich Welten öffnen.»

Um dieses Sprechen zu fördern, hat Brown jetzt mit «Was bleibt, wenn wir schreiben» ein Journal nachgelegt, das die Leserinnen und Leser zum Selbstgespräch einlädt. Darin sind viele leere weisse Seiten - Raum, die eigenen Gedanken über das Sterben, den Tod, das Leben niederzuschreiben. Sie schliesst da von sich auf andere: «Erst durch das Schreiben finde ich zu mir.»

Schreiben, damit hat sie schon mit fünf Jahren begonnen. Und mittlerweile kann sie es auch auf Deutsch perfekt. Dabei hat ihr die Arbeit als Journalistin in Deutschland und England geholfen, die einem Studium der Politologie in Durham, Kiel und Berlin folgte. Sie kann zuhören, verstehen und ein Leben so in Worte kleiden, dass es auch für Aussenstehende sinnvoll wird. Weil sie sich genuin für den andern interessiert: «Ich wollte immer verstehen, den Menschen, die Gesellschaft.» Wer mit Brown spricht, der kann dem nur beipflichten. Da sitzt einem eine Frau gegenüber, die die Kunst des Gesprächs beherrscht: eine Sprache, die auf Genauigkeit achtet (weil sie eben auch in harter Arbeit erlernt wurde), selten ein Wort zu viel und ein Ohr, das jeden Zwischenton wahrnimmt und als Frage zurückspielt.

Wo sie selbst begraben sein will? Das weiss Louise Brown noch nicht. Es müsste wohl ein Ort mit Licht und Wärme sein. Aber etwas anderes sei noch viel wichtiger: «Wenn meine Kinder an meinem Grab stehen und wissen, wie es ist, in den Arm genommen zu werden, dann habe ich das Wichtigste in meinem Leben erreicht.»

Louise Brown liest am 17. Januar 2024 im Friedhof Forum in Zürich.

Essay Daniel Schreiber fühlt sich verloren. Auch wegen des Todes seines Vaters. Diesem Gefühl spürt er in Venedig nach

Die Zeit des Gefühligen



Daniel Schreiber: Die Zeit der Verluste.

Hanser Berlin 2023, 144 S., um Fr. 33,-, E-Book 26.-.

Von Peer Teuwsen

In Venedig, einer Stadt, die dem Untergang geweiht ist, will er endlich Ruhe finden. Der durchschlagende Erfolg seines brillanten Essays «Allein», in dem der deutsche Schriftsteller Daniel Schreiber diesem pandemischen Gefühl nachspürte und dem schlechten Image des Alleinseins die Zähne zog, dieser Erfolg hatte ihm alles abverlangt. Anderthalb Jahre war er fast ständig unterwegs gewesen, auf Lesungen, auf Veranstaltungen: «Ich hatte zunehmend das Gefühl, mir in meiner Gefühlswelt und meinem Denken fremd zu werden.»

Und nun also zehn Tage Venedig.

Aber so richtig gut geht es Schreiber in der Lagunenstadt wieder nicht. Sein Vater ist gerade gestorben, und er verspürt, abgesehen von seiner Trauer, generell ein «Grundgefühl des Verlorenseins»: «Ich habe den Eindruck, in einer Welt zu leben, die mir bekannt vorkommt, die immer noch nach vielen der mir vertrauten Regeln funktioniert, aber dennoch durch eine andere, eine unheimliche Version ihrer selbst ersetzt wurde.» Das ist eine interessante Ausgangslage, formuliert er hier doch einen Status, den Schreiber wohl mit vielen teilt.

Was folgt, ist ein Panoptikum wichtiger Texte über Verlust, Trauer, Apokalypse und Hoffnung wie Roland Barthes' «Tagebuch der Trauer», Sigmund Freuds Essay «Vergänglichkeit» oder Eva Horns «Zukunft als Katastrophe». Das Ganze wird unterbrochen durch berührende Szenen vom Sterben des Vaters, von Restaurant-, Friedhof-Besuchen und Yoga-Übungen in Venedig. Und leider vielen Allgemeinplätzen: «Wir leben in einer Welt, die keinen Platz für Trauernde lässt.»

Dieser Essay, so bestechend er auch in der Übungsanlage sein mag, bleibt im Morast des Gefühligen und Ungefährlichen stecken. Es scheint, als hätte Schreiber den Erfolg von «Allein» kopieren wollen. Das hätte er, dem es 2014 mit «Nüchtern. Über das Trinken und das Glück» erstmals gelungen war, den persönlichen Essay aus den Klauen der Angelsachsen zu befreien, gar nicht nötig. ●

Es geht dem Schriftsteller Daniel Schreiber immer noch nicht richtig gut.



FLORIANHETZ

Kurzkritiken

Vera Politkowskaja: Meine Mutter hätte es Krieg genannt. Ü: A. Thoma & C. Försch. Tropen 2023, 191 S., Fr. 33.-, E-Book 19.-.



Als die Journalistin Anna Politkowskaja 2006 in Moskau ermordet wurde, war ihre Tochter Vera 26 Jahre alt und schwanger. Die Tochter, die Vera kurz darauf gebar, wurde nach ihrer Grossmutter Anna getauft. Als Putin 2022 die Ukraine angriff, wurde dieser Name zum Problem. Mitschüler der 15-jährigen Anna drohten ihr: «Du wirst so enden wie deine Grossmutter.» Schliesslich war Anna Politkowskaja, Reporterin bei der «Nowaja Gaseta», eine furchtlose Kritikerin Putins. Ihre Tochter Vera widmet ihr nun ein lesenswertes Porträt. Sie hat es im Exil geschrieben, gemeinsam mit der Journalistin Sara Giudice. Trotz der persönlichen Nähe erzählt Vera nüchtern von ihrer Mutter und deren immensem journalistischem und menschlichem Engagement. Auch Schwieriges verschweigt sie nicht. Zugleich zeichnet sie ein prägnantes Bild einer in die Diktatur getriebenen Gesellschaft.

Martina Läubli

Andreas Bähr: Athanasius Kircher.

Wagenbach 2023, 224 S., 8 Abbildungen, um Fr. 37.-.



Der deutsche Jesuit und Universalgelehrte Athanasius Kircher (1602-1680) verbrachte einen grossen Teil seines Lebens am Collegium Romanum in Rom. Im Auftrag des Papstes befasste er sich mit Sinologie, Ägyptologie, Medizin, Geologie, Mathematik, Musiktheorie und vielem mehr. Zahlreiche Folianten füllte er mit den Ergebnissen seiner Tätigkeit als Forscher und Sammler. Auch als Erfinder - etwa einer Maschine, die Musik komponiert - trat er hervor. In den vielfältigen Wundern der Natur sah er die ordnende Hand Gottes am Werk. Andreas Bähr, Professor für europäische Kulturgeschichte der Neuzeit in Frankfurt an der Oder, widmet Kircher eine unkonventionelle Monografie: Er würdigt den genialen Melancholiker in einem Buch, das unter Stichworten wie «Schiffbruch», «Träume», «Rattenfänger» oder «Schokolade» mit der Form barocker Enzyklopädien spielt.

Manfred Papst

Oliver Matuschek: Das Stefan Zweig Album. Benevento 2023, 256 S., über 300 Abb., um Fr. 44.-.



Der deutsche Schriftsteller und Kurator Oliver Matuschek ist schon mit mehreren Publikationen und Briefeditionen zu Stefan Zweig (1881-1942) hervorgetreten. Nun widmet er dem österreichischen Pazifisten, der mit seinen Romanen, Erzählungen und Biografien zu den populärsten Autoren seiner Zeit gehörte, ein reichhaltiges Album mit über 300 teilweise unveröffentlichten Fotos sowie verbindenden Texten zu Leben und Werk. Sorgsam inszenierte Porträts stehen neben Schnappschüssen; wir sehen Zweig am Schreibtisch und am Strand, mit Fliege und in Shorts, mit Familie und prominenten Kollegen. Seine Wohnorte, die kostbare Bibliothek, die Erstausgaben seiner zahlreichen Bücher rücken ins Blickfeld. Besonders interessant sind die mit Korrekturen übersäten Manuskripte, bewegend ist der handschriftliche Abschiedsbrief vor dem Freitod im brasilianischen Exil.

Manfred Papst

Andrea Arežina & Salome Müller: Genauso nur anders.

Kein & Aber 2023, 188 S., um Fr. 24.-, E-Book 21.-.



Gut möglich, dass die Autorinnen die Alt-historikerin Mary Beard im Sinn hatten, die in ihrem vielbeachteten Manifest «Frauen und Macht» schrieb: «Wenn es darum geht, Frauen zum Schweigen zu bringen, hat die westliche Kultur eine jahrtausendelange Praxis.» Die Journalistinnen Andrea Arežina und Salome Müller brechen mit dieser Tradition. Sie lassen Frauen reden, die jüngsten von ihnen. Ihr Buch wird zur grossen Bühne für die kleinen Geschichten aufkeimender Weiblichkeiten. In neunzehn Gesprächen, wie man sie sonst nur mit intimen Freundinnen führt, erfahren wir von ihrem Welterschmerz, ihren Zweifeln, ihrem Rausch, ihren ersten sexuellen Erlebnissen. Es sind unfassbar ehrliche Unterredungen, sanft und radikal zugleich. Für ältere Frauen werden sie zum geistigen Gang durch die eigene Jugend, für jüngere zum Versprechen: Du bist nicht allein. So sieht das Ende weiblichen Schweigens aus.

Rafaella Roth

Was liest ...

Deborah Feldman

«Ist das ein Mensch?» und andere Werke von **Primo Levi** / «Jenseits von Schuld und Sühne» von **Jean Améry** / «Die grosse Reise» von **Jorge Semprun** / «West und Östliches Gelände» von **Czesław Miłosz** / «Denkwürdigkeiten eines Antisemiten» von **Gregor von Rezzori**

Seit dem 7. Oktober bin ich zu den Büchern in meinem Regal zurückgekehrt, die vom Immer-wieder-Lesen ihre Spuren tragen. Es ist die Literatur der Überlebenden. Am wichtigsten sind für mich die Werke von Primo Levi, Jean Améry und Jorge Semprun, aber auch der Zeitzeugen Czesław Miłosz und Gregor von Rezzori. Anhand ihrer Stimmen habe ich immer versucht, das Unbegreifliche irgendwie zu begreifen oder mindestens aus ihm eine Haltung zu entwickeln, eine klare Sicht auf die Welt und ja, auch die Zukunft. Wenn ich diese Bücher wieder lese, stellt sich mein moralischer Kompass wieder neu ein.

Primo Levi schrieb: «In Ländern und Epochen, in denen die Kommunikation eingeschränkt ist, verkümmern bald alle anderen Freiheiten; die Diskussion stirbt durch Auszehrung, die Ignoranz gegenüber der Meinung der anderen grassiert, auferlegte Meinungen triumphieren.» Es ist beunruhigend, wie sehr diese Analyse auf heute zutrifft. Levi hat seine Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg aufgearbeitet und weitergegeben, damit wir sie wiedererkennen könnten. Jedes Zeitalter habe seinen eigenen Faschismus, sagte er. Seine Arbeit verstehe ich als eine geistige Ausrüstung, damit wir uns genau dagegen wehren können.

Jean Améry war zynischer als Primo Levi. Er hat die Hoffnung in die Menschheit weitgehend verloren und sich dann auch das Leben genommen. Er nannte Primo Levi auf herablassende Weise einen «Verzeiher», weil Primo die Menschen als solche sah und glaubte, dass das Monster in uns allen ist, gleichermassen lauert. Améry sagte hingegen: «Ich rebellierte gegen meine Vergangenheit, gegen die Geschichte, gegen eine Gegenwart, die das Unbegreifliche geschichtlich einfrieren lässt und es damit auf empörende Weise verfälscht.» Er wies schon damals darauf hin, dass wir die Geschichte gerne einfrieren, um ihr die Bezüge zur Gegenwart abzuspochen, und dass es dadurch sehr schnell zu einer Verfälschung der Vergangenheit kommt, wenn wir sie zu allen möglichen Zwecken dienlich machen kön-



Die Autorin Deborah Feldman wuchs in einer orthodoxen jüdischen Sekte auf. Heute lebt sie in Berlin.

nen. Das trifft meine eigene Beobachtung. Wie viele Holocaust-Überlebende und deren Nachkommen stelle ich fest, dass der Holocaust für eine politische Agenda instrumentalisiert wird.

So dient das schlimmste Verbrechen in der Geschichte Deutschlands als Rechtfertigung dafür, die moralische Klarheit aufzugeben. So zumindest hat es der deutsche Vizekanzler Robert Habeck in der Sendung Markus Lanz mir gegenüber dargelegt. Ich sagte ihm, meine Lehre aus der Vergangenheit sei die bedingungslose Verteidigung der Menschenrechte für alle. Habeck antwortete mir, das sei eine Position bewundernswerter moralischer Klarheit. Er könne sie aber nicht teilen, weil er Politiker eines Land ist, das den Holocaust begangen hat. Das ist für mich die Verfälschung, von der Améry spricht.

Ich hörte auch eine Debatte im Bundestag, bei der ich die Aussage unserer Regierung von derjenigen der AfD nicht auseinanderhalten konnte. Sie klangen gleich: die bedingungslose Umarmung Israels auf

Kosten der Menschenrechte in Gaza. Doch das geschieht ja nur, damit sich die Deutschen einreden können, die Wiedergutmachung sei erledigt. Aber Wiedergutmachung ist keine Rechnung, die beglichen werden kann. Wiedergutmachung ist ein kontinuierliches Streben nach Menschlichkeit, wozu wir uns jeden Tag erneut verpflichten. Sie ist nicht etwas, das man hinter sich bringt.

Wie verschiedene Gruppen politisch gegeneinander ausgespielt werden, beschreibt Czesław Miłosz in seiner eigenen Autobiographie, die zugleich eine philosophische und historische Analyse seiner Lebenszeit ist, sehr treffend. Er schildert, was für eine vielfältige Gesellschaft Europa vor dem Zweiten Weltkrieg war und wie es die Machthaber geschafft haben, die Menschen gegeneinander aufzuhetzen, so dass sie sich nicht mehr als Menschen wahrnahmen. Dieser Mechanismus spiegelt sich in der heutigen Zeit.

Ebenfalls erleuchtend ist Gregor von Rezzoris Meisterwerk «Denkwürdigkeiten eines Antisemiten». Rezzori zeigt schonungslos auf, wie sich der Antisemitismus gerade in den bürgerlichsten von uns einnistet. Auch heute noch. Antisemitismus wird von jenen Menschen weitergetragen, die es am besten verbergen können, und ihr Handeln ist gerade aufgrund dieser Tarnung umso gefährlicher.

Dank diesen Schriftstellern konnte ich eine Zeit verarbeiten, die ich in ihrer Unbegreiflichkeit lange als überwältigend wahrnahm. Ich zieh daraus eine moralische Haltung, die es mir ermöglicht, klar und entschieden in die Zukunft zu schauen. Aber gleichzeitig finde ich es verstörend und tragisch, dass sich so wenig verändert hat, obwohl wir diese Menschen hatten, die bereit waren, ihre Erfahrungen als Überlebende in Worte zu fassen und ihre Erkenntnisse mit uns zu teilen. Manchmal fürchte ich, dass Menschen, die Bücher schreiben, am Ende des Tages keine Bedeutung haben. Wir machen uns zwar die Mühe, Klarheit zu suchen und andere damit zu inspirieren, doch es gibt immer jene, die mehr Macht und Deutungshoheit haben. Aber natürlich hoffe ich, dass es junge Menschen gibt, die diese Bücher lesen und versuchen, daraus ein Handeln abzuleiten. Ich lebe auch deswegen in Deutschland, weil ich hier Menschen kennengelernt habe, die die Verantwortung der Geschichte sehr ernst nehmen. ●

Deborah Feldmans autobiografisches Buch «Unorthodox» ging um die Welt. Mit ihrem neuen Essay «Judenfetisch» (Luchterhand) hält sie nun Deutschland den Spiegel vor.



« Ich liebe meine Mutter, aber ich kann ihr nicht immer helfen. »

Wir sind da, wenn es belastend wird. Ihre Spende macht es möglich. Merci.

Ihre Unterstützung hilft:



PC Konto 15-703233-7



PRO SENECTUTE
GEMEINSAM STÄRKER

Buchmarkt

Bestseller November 2023

Belletristik

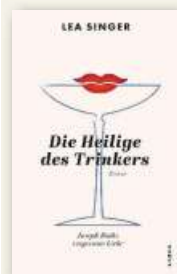
- 1 Sebastian Fitzek: Die Einladung.**
Droemer Knauer. 384 S., Fr. 33.-.
- 2 Blanca Imboden: Die Löffelliste.**
Wörterseh. 240 S., Fr. 24.-.
- 3 Rita Falk: Steckerlfischfiasko.**
dtv. 288 S., Fr. 26.-.
- 4 Daniel Kehlmann: Lichtspiel.**
Rowohlt. 480 S., Fr. 34.-.
- 5 Martin Suter: Melody.**
Diogenes. 336 S., Fr. 34.-.
- 6 Ken Follett: Die Waffen des Lichts.**
Lübbe. 880 S., Fr. 45.-.
- 7 Christine Brand: Todesstrich.**
Atlantis. 336 S., Fr. 24.-.
- 8 Plinio Martini: Nicht Anfang und nicht Ende.**
Limmat. 240 S., Fr. 36.-.
- 9 Milena Moser: Der Traum vom Fliegen.**
Kein & Aber. 384 S., Fr. 29.-.
- 10 Christof Gasser: Solothurn hüllt sich in Schweigen.**
Emons. 368 S., Fr. 24.-.
- 11 Viveca Sten: Tief im Schatten.**
dtv. 512 S., Fr. 33.-.
- 12 Tonio Schachinger: Echtzeitalter.**
Rowohlt. 368 S., Fr. 33.-.
- 13 Silvia Götschi: Rosenlauri.**
Emons. 352 S., Fr. 24.-.
- 14 Gian Maria Calonder: Engadiner Nächte.**
Kampa. 128 S., Fr. 21.-.
- 15 Sebastian Fitzek: Elternabend.**
Droemer Knauer. 336 S., Fr. 24.-.

Sachbuch

- 1 Tanja Grandits: Einfach Tanja.**
AT Verlag. 336 S., Fr. 42.-.
- 2 Esther Pauchard: Jenseits der Sprechstunde.**
Lokwort. 240 S., Fr. 31.-.
- 3 Britney Spears: The Woman in Me.**
Penguin. 288 S., Fr. 34.-.
- 4 Stefanie Stahl: Das Kind in dir muss Heimat finden.**
Kailash. 288 S., Fr. 24.-.
- 5 Felizitas Ambauen und Sabine Meyer: Beziehungskosmos.**
Aris. 283 S., Fr. 36.-.
- 6 Robert Greene: Power: Die 48 Gesetze der Macht.**
Hanser. 256 S., Fr. 29.-.
- 7 Nadine Gerber und Kevin Lötscher: Eiszeit.**
Weber. 240 S., Fr. 41.-.
- 8 Anke Evertz: Die Unendlichkeit in dir.**
Ansata. 256 S., Fr. 35.-.
- 9 Arnold Schwarzenegger: Be Useful.**
Lübbe. 288 S., Fr. 36.-.
- 10 Christine Brand: Wahre Verbrechen.**
Blanvalet. 336 S., Fr. 26.-.
- 11 David Goggins: Can't Hurt Me.**
Riva. 366 S., Fr. 26.-.
- 12 Carel van Schaik und Kai Michel: Mensch sein.**
Rowohlt. 384 S., Fr. 34.-.
- 13 Philippa Perry: Das Buch, von dem du dir wünschst...**
Ullstein. 240 S., Fr. 33.-.
- 14 Brianna Wiest: 101 Essays, die dein Leben verändern.**
Piper. 432 S., Fr. 34.-.
- 15 Jessie Inchauspé: Der Glukose-Trick.**
Heyne. 336 S., Fr. 19.-.

Erhebung GfK Entertainment AG im Auftrag des SBVV; 20. 11. 2023. Fast alle Bücher gibt es auch als E-Book.

Bücher, die Sie sich sparen können



Die Münchner Kulturhistorikerin Eva Gesine Baur schreibt unter dem Pseudonym **Lea Singer** unermüdlich historische Romane. Sie sind solid recherchiert und süffig geschrieben. Diesmal geht es um den Schriftsteller Joseph Roth und seine späte Geliebte Andrea Manga Bell. Wer Singers Schmöker um Caspar David Friedrich, Arnold Schönberg oder Vladimir Horowitz gern gelesen hat, wird auch **«Die Heilige des Trinkers»** mögen. Es handelt sich indes weder um grosse Literatur noch um biografische Pionierarbeit, sondern bloss um gehobene Unterhaltung, soigniert und doch ein bisschen ranschmeisserisch. (pap.)



Wenn Sie nicht wissen, was **«Pick Me Girls»** sind, werden Sie am Ende des gleichnamigen Buches von **Sophie Passmann** leider auch nicht schlauer sein. Die Autorin verbringt lange Seiten damit, Frauen in obskure Kategorien einzuteilen und von ihrem eigenen Selbsthass, ihren Essstörungen und Schönheitsoperationen zu berichten. Dabei fallen frauenfeindliche Sätze wie: «Das, was eine Frau im Kern ihres Charakters ist, lässt sich ausschliesslich über das, was sie gekauft hat, erzählen.» Passmann lässt jegliche reflexive Distanz vermissen und setzt ihr subjektives Erleben absolut. Das will Feminismus sein? (läu.)



Wie Steve und Bill mein Leben veränderten

Als ich vor fast dreissig Jahren meinen ersten Roman schrieb, war mein Schreibgerät noch kein Laptop, sondern eine lindengrüne Hermes Baby. Ohne Stromkabel oder Korrekturtaste, dafür mit Tipp-Ex. Damals musste ich noch wirklich scharf nachdenken, bevor ich einen Satz in die Maschine hämmerte. Heute klappe ich den Laptop auf und tippe drauflos, und dann lese ich durch, was ich so geschrieben habe. Gut ist das auf Anhieb nie. Also versuche ich es andersrum und nochmal und nochmal anders, streiche ein paar Adjektive und füge sie gleich wieder hinzu, unterteile lange Schachtelsätze in einfache Hauptsätze und mache alles wieder rückgängig, versuche eine neue Version mit mehr Tempo und weniger Melodie, verschärfe den Rhythmus und streiche das Gesäusel, verlangsame das Tempo wieder und achte mehr auf Melodie, lösche alles und kehre zu einer alten Fassung zurück, die doch die gradlinigste und ungekünsteltste war und zudem eine Metapher enthielt, die mir gefiel, obwohl oder gerade weil sie ein wenig schräg war. Dann rufe ich mich zur Ordnung, lösche alles und versuche möglichst schlicht und geradeaus zu sagen, was ich sagen will.

Und immer so weiter.

Es ist das Spiel, das ich am liebsten spiele auf der Welt. Ich betreibe es mit grosser Ausdauer. Zufrieden bin ich erst, wenn alles richtig fliesst und klingt und für mein Empfinden die klarste, einfachstmögliche Form gefunden hat. Wann es so weit ist, weiss ich nicht. Vielleicht schlicht dann, wenn mir der Kram zum Hals raushängt.

Mit der Hermes Baby von damals, das ist mir klar, hätte ich mir diese Arbeitsweise nicht leisten können. Ich konnte sie mir erst aneignen, nachdem ich irgendwann für achthundert Franken meinen ersten Computer gekauft hatte. Es war ein gebrauchter Macintosh SE20. Er hat mein Leben verändert. Steve Jobs und Bill Gates haben wirklich viel für mich getan, ich bin ihnen zu grossem Dank verpflichtet. Ohne sie würde ich womöglich immer noch an meinem ersten Roman sitzen. Keine Ahnung, wie Thomas Mann ohne Microsoft die «Buddenbrooks» geschafft hat.

Aber der Macintosh war ein sperriger, schwerer Würfel und für Reisen nicht geeignet. Wenn ich zum Schreiben nach Italien fuhr, wo wir ein kleines Haus in einem alten Rebberg hatten, benutzte ich weiter die Hermes Baby. Quer durch die Küche liefen zwei schwarze, alte Eichenbalken. Dort pinnte ich, um jederzeit die Übersicht zu haben, die Blätter mit den Versionen einzelner Szenen, Dialoge und Beschreibungen fest.

In all den Jahren meines Schriftstellerlebens sind die Tage stets überwältigend in der Überzahl gewesen, an denen mir nichts zu schreiben einfiel. Das hat mich nie beunruhigt. Wenn mir nichts einfällt, stehe ich auf und mache etwas anderes; am liebsten etwas, bei dem ein Bohrerhammer, eine Stichsäge oder eine Schaufel im Spiel ist. Die Angst vor dem weissen Blatt kenne ich nicht, an die Schreibblockade glaube ich nicht. Wenn ich nicht vorankomme, steckt keine Metaphysik dahinter. Ich habe dann einfach noch nicht genug nachgedacht und gebrütet. Dagegen hilft nur Brüten und Nachdenken. Und



Es hat etwas Zwanghaftes, wie verlässlich ich Termine einhalte. Am liebsten gebe ich eine Woche vor der Deadline ab. Oder zwei Wochen vorher, da geht es dem Streber, der ich bin, noch besser.

das kann dauern. Manchmal Wochen, manchmal Monate. Beschleunigen lässt es sich kaum. Am besten brüte ich, wenn ich auf einer Baustelle werkle.

Irgendwann aber muss der Spass mit dem Um- und Umschreiben ein Ende haben. Ich habe Verträge, Abgabetermine, ich muss Geld verdienen. Die Verlagsleute sind freundliche Menschen und würden mir einen Aufschub gewähren, aber das hätte keinen Sinn. Ein Aufschub wäre nur ein Aufschub, abgeben müsste ich sowieso. Also gebe ich lieber termingerech ab.

Ich bin der Sohn einer Grundschullehrerin und habe tief verinnerlicht, dass man seine Hausaufgaben rechtzeitig erledigen muss. Stolz bin ich nicht darauf. Es hat etwas Zwanghaftes, wie verlässlich ich Termine einhalte. Am liebsten gebe ich eine Woche vor der Deadline ab, dann fühle ich mich gut. Oder zwei Wochen vorher, da geht es dem Streber, der ich bin, noch besser. Mein Über-Ich ist in dieser Beziehung sehr stark, ich komme nicht dagegen an. Meist ziehe ich vor der eigentlichen Deadline meine persönliche Deadline und versehe diese nochmal mit zwei Wochen Sicherheitsabstand, und diese vielleicht nochmal. So würde sich der Abgabetermin, wenn ich mein Über-Ich nicht im Zaum hielte - wofür ich eine Art Über-Über-Ich entwickelt habe -, immer weiter aus der Zukunft in Richtung Gegenwart verschieben, bis er im Hier und Heute angelangt wäre und mir gar keine Zeit zum Schreiben mehr bliebe. ●

Der Schweizer Schriftsteller Alex Capus lebt in Olten. Zuletzt erschien bei Hanser sein Roman «Susanna».

Lesewelten



Rio de Janeiro, Brasilien, 2014. (Steve McCurry / Magnum Photos)